

487040

Ustland

Monatschrift für die Kultur
der Ostdeutschen

BCU Cluj / Central University Library Cluj



Herausgegeben von der Modernen Bücherei



Hotel Krone: Gassenfront.

Ostland

Monatschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrg. II.

Heft 7.

April 1920.

(Nachdruck verboten.)

Sein Vaterhaus

Roman von Adam Müller-Guttenbrunn

XVI. (Fortsetzung).

Der südliche Sommer war gekommen. Der Rentmeister machte trotz der tropischen Hitze immer wieder eine kleine Reise in seinem Kammeralbezirke, er wollte ihn so bald als tunlich aus eigener Anschauung kennen lernen. Die große Aufgabe, die er hier zu erfüllen hatte, war ihm noch nicht ganz klar geworden, der Einblick in die Verhältnisse wollte sich aus den Büchern nicht ergeben, die Gemeindevetreter aber standen jetzt nirgends Rede, denn die Erntearbeiten waren schon im Gange.

Da unterbrach auch er seine Fahrten. Im Spätsommer und im Herbst ließ sich die Rundreise unter weniger Beschwerden und mit besserem Ergebnis vollenden. Den Sumpfsgebieten war er bisher ausgewichen und doch hatte er schon einmal einen Anfall von Wechselfieber. Aber das Chinin, mit dem er sich wohlweislich ausgerüstet und das er in großen Mengen verzehrte, schützte ihn vor der Ausbreitung der Krankheit. Nach Hause gekommen, verlor sich das Fieber, nur der vom Chinin verdorbene Magen war ihm geblieben. Er hütete sich, seiner Frau einzugestehen, was ihm gedroht hatte.

Als erstes Ergebnis seiner Fahrten brachte er immerhin die Erkenntnis heim,

daß sich in diesem feuchten, heißen Klima noch mehr südliche Kulturen pflegen ließen, daß man den Reisbau, den schon Graf Mercy einführte und der seither vernachlässigt worden war, wieder pflegen sollte, daß man die Seidenzucht entwickeln könnte, den Tabakbau und den edlen Flachsbau. Es waren dazu überall Ansätze vorhanden, aber in der Hauptsache warf sich alles auf den Anbau von Weizen, Roggen, Hafer, Mais, Gerste und Kartoffeln. Das besondere Klima ließ sich aber bei einiger Ausdauer vielleicht auch für besondere Kulturen ausbeuten. Das wollte er sich doch recht angelegen sein lassen. Und dafür gedachte er auch seine Beamten zu erziehen. . . Wenn nur der Niembösch was taugte! Der Mensch war jetzt fünfundzwanzig Jahre alt, ein ganzes Leben lag noch vor ihm. Wenn er es gut anwendete, konnte er sich ein Denkmal setzen in diesem Lande. . . Sollte er nicht endlich reden mit ihm? Seine arme Frau hatte eine neue Sorge, ihr ältestes Töchterchen, das sie schon von der Hochzeitsreise nach Lippa mitbrachte, kränkelte. Und dieses Kind war sein Liebling, auch er litt darunter. Vielleicht war er jetzt in einer Stimmung, die ihn zugänglicher machte für gute Worte.

Er ließ ihn zu sich bitten. Die Frau

Anna wartete seit Tagen darauf, daß etwas geschehe, aber Hell zögerte immer wieder. Wenn er eingriff, so mußte damit auch ein Ergebnis erzielt werden. Aber welches konnte das sein? Er war sich darüber nicht ganz klar.

„Nehmen S' Platz, Herr Niembsch,“ sagte er zu dem Eingetretenen, „ich hab' mit Ihnen zu reden.“

Er zündete sich seine Pfeife an, setzte seine harmloseste Miene auf und wandte sich Niembsch zu. Er erzählte ihm von seinen guten Reiseindrücken im Kammeralbezirk, suchte ihn für seine Pläne zu interessieren und stellte ihm selber ein reiches Arbeitsfeld in Aussicht für die Zukunft. Er wolle ihm auch etwas anvertrauen, was er noch niemandem sagte. Man habe ihm persönlich in Pest zugesagt, daß er nach fünfjähriger Rentmeisterstätigkeit in Esatab zum Administrationsrat mit dem Sitz in Temeschwar ernannt werden würde. „In diesen fünf Jahren muß ich mir einen Nachfolger hier erziehen, einen in Ungarn geborenen Nachfolger . . . Verstehen Sie mich, lieber Niembsch?“ rief er den etwas teilnahmslosen Zuhörer an.

„Jawohl, Herr Rentmeister, ich gratuliere schon heute ergebenst,“ erwiderte Niembsch.

„Sich selber sollen S' gratulieren. Ich will Sie zu meinem Nachfolger heranzubilden. Aber Sie müssen mir endlich helfen, Sie müssen das möglich machen.“

Niembsch zuckte die Achseln. „Bin sehr verbunden für Ihre Güte, aber ich glaube nicht, daß ich's in diesem Klima aushalte. Ich bin ganz matt und abgespant. Man wird ja blödsinnig hier vor Hitze. Auch meine Lena ist krank.“

„Ich weiß es. Kopf auf! Es wird schon besser werden. Man gewöhnt sich an vieles. An ein Klima paßt sich der Mensch an. Herbst, Winter und Frühling sollen ganz normal sein. Nur der Sommer artet ein

bissel aus . . . Wann werden Sie Ihre kammeralische Prüfung machen? Sie müssen mir heute einen Termin nennen, es läßt sich nicht länger verschieben.“

„Herr Rentmeister, ich kann das nicht sagen. Seitdem wir hier sind, habe ich nichts gearbeitet, ich bin wie verhezt.“

„Weil Sie ein liederliches Leben führen,“ pläzte Nikolaus Hell jetzt heraus, „weil Sie mehr auswärts sind als hier. Aber ich sage Ihnen, daß Sie damit ein großes Argernis geben und das ganze Kammeralamt in Verruf bringen. Und ich muß Sie dringend bitten, diese Ausfahrten zu unterlassen. Arbeiten Sie all die Sonntage bis zu Neujahr durch und machen S' im Jänner die Prüfung. Damit sichern Sie sich und Ihrer Familie eine schöne Zukunft.“

Niembsch sann eine Weile vor sich hin. Dann sagte er: „Man kann nichts gegen seine Natur, Herr Rentmeister. Mich zieht es nach der Stadt. Mir wird todübel bei dem Gedanken, mein Leben in einem weltfernen Dorfe zu verbringen wie dieses hier. Ich danke von Herzen für Ihre gute Meinung, aber ich kann nicht Ihr Nachfolger werden.“

„Mensch! Nie ist einem jungen Mann in Ihrem Alter ein solcher Antrag gemacht worden!“ rief der Rentmeister. „Sind Sie gescheit?“

„Ich danke tausendmal. Aber die kleinste Stelle bei der Hofkammer in Pest wäre mir lieber,“ erwiderte Niembsch.

„Sie wollen also die erforderliche Prüfung nicht machen?“

„Ja, wenn es sein muß, aber nicht für ein ländliches Kammeralamt. Bitte, empfehlen Sie mich nach Pest oder Wien!“

„Warum haben Sie mir denn daß nicht schon in Pippa gesagt?“ rief Hell. „Ich habe Sie doch in all meine Pläne aufgenommen!“

„Dort war es noch erträglich. Die nahe Stadt hier hat mich erst über mich

selber aufgeklärt. Und es kam auch manches andere hinzu . . .“

„Sie scheinen wirklich an der Stadtsucht zu franken, mein Lieber,“ sprach der Rentmeister sehr besorgt. Und ganz väterlich fuhr er fort: „Ich nehme Ihre heutige Absage nicht ernst, mein Lieber. Das ist nicht Ihr letztes Wort in dieser wichtigen Sache. Überwinden Sie sich einmal, lassen S' Ihre Temešwarer Spezi, von denen ich nichts Gutes gehört hab', laufen und bleiben Sie ein paar Sonntage bei uns. Wir gehen am Samstag abend auf die Pürsch. Am Sonntag früh arbeiten Sie, dann gehen wir, wie sich's gehört, in die Kirche. Nachmittags tarockieren wir und Ihre liebe Frau macht uns ein bißerl Musik. Am Abend plauschen wir im großen Wirtshaus mit den Gemeindevertretern und dem Oberlehrer über die hiesigen Angelegenheiten. Probieren Sie das vier Wochen lang mit mir und Sie sind geheilt. Man muß sich mit dem Genius loci überall verständigen, wenn man wo neu ist. Das haben Sie hier versäumt, darum langweilen Sie sich, darum sind Sie so verstimmt. Erst im Winter, wenn was los ist in der Stadt, fahren wir ab und zu hinein und vergnügen uns auch einmal auf höhere Art. Sie werden sehen, wie das dann wohl tut. Das Leben, das Sie jetzt führen, ist ein unsinniges, ein unchristliches, es ist Ihrer Stellung nicht angemessen.“

Niembsch entgegnete auf diese väterlichen Worte, die nicht ohne Eindruck auf ihn blieben: „Ich möchte es ja probieren, Herr Rentmeister. Aber ich weiß nicht, ob mir noch zu helfen ist.“

„Larifari! In Ihrem Alter! Kümmeren Sie sich mehr um Ihre liebe Frau. Sie werden ja jetzt bald dreifacher Familienvater sein, so wie ich, da muß das Zigeunerleben aufhören. Also — Sie machen im Jänner die Prüfung, ich melde Sie an.“

Niembsch wehrte sich: „Ich weiß es nicht. Ich kann mich nicht binden.“

„Das muß man aber können,“ sagte der Rentmeister fest. „Das ist das erste Erforderniß. Wer nicht wollen kann, der kommt nie aus dem Fegfeuer heraus.“

Niembsch nahm die Hand, die ihm Nikolaus Hell herzlich bot, er verneigte sich und ging nach seiner Kanzlei. Dort stützte er den Kopf in die Hände . . . Der Rentmeister hatte leicht reden. Ihn drückte nichts. Er war über den Sturm und Drang hinüber, hatte ausgegoren. War überhaupt ein anderer Mensch. Einer von denen, die mit roten Backen geboren werden und mit roten Backen sterben, wenn sie ihre Pflicht erfüllt haben. Keinen Tag früher. Wer auch so sein könnte! Probieren! Probieren! Kann man denn so werden, wenn man es nicht von Haus aus war? Und ist es denn nötig, daß wir alle so sind? Das wäre ein schönes Leben . . . Pfui Teufel!

Er erhob sich und ging auf und nieder. Ruhelos, an ferne Dinge denkend, mit sorgengefurchter Stirne . . . Es war ganz gut, wenn er von Temešwar ein wenig fortblieb. Das Glück hatte ihn dort verlassen in der letzten Zeit. Wie er sich aus der Schlinge ziehen sollte, das war ihm völlig unklar, das wollte reiflich überdacht sein. Er hatte allerlei unterschrieben. Wußte gar nicht, wieviel. Im Grunde, wenn er's bedachte, war ihm nichts heilsamer als der Wunsch des Rentmeisters hier zu bleiben, die samstägigen Ausfahrten zu unterlassen. Es stand nur zu befürchten, daß man ihn hier suchte, wenn er fortblieb.

Er wollte es darauf wagen.

Und er legte am Samstag nachmittag seine neue Jagdausrüstung an, nahm eines der Geburtstagsgewehre und ging mit dem Rentmeister auf die Pürsch. Von seiner stillen, blassen Lena verabschiedete er sich zärtlich und Theresie lächelte ihm ver-

stohlen nach. Hatte es also doch genügt. Und ihr Weg war nicht mehr weit . . .

*

Der Dorfbader Theobald Wengler wußte sich mit dem erkrankten Kinde keinen Rat, der Fall war ihm noch nicht untergekommen. Er nahm eine Priße, schneuzte sich in sein geblumtes Taschentuch und sagte: Eine Satader Krankheit sei das nicht, die müsse das Lenchen schon mitgebracht haben. Er könne den Sitz des Übels nicht finden, das Fieber bliebe immer gleich, aber wo es herkomme, daß wisse er nicht. Das Kind habe einen so schweren, dicken Kopf, so müde Augen, es schlief zu viel. Und wenn man es fragte, wo es ihm wehtue, zeigte es nach der Stirne. Kopfweh? Nein, das war keine Satader Krankheit. Und man täte besser, einen Chirurgen oder einen Medicus aus Temeschwar holen zu lassen. Denn das dauere schon zu lang.

Das meinte auch die Mutter. Seit Wochen hatte das Kind seine Munterkeit eingebüßt, es war nicht mehr daselbe. Und jetzt das hohe Fieber, die Schlafsucht . . . Sie schickte den Bader zu ihrem Mann in die Kanzlei, er möge ihm alles eindringlich sagen. Vielleicht könne er jemanden nach Temeschwar senden um einen Doktor.

Niembsch kam schleunigst herbei. Daß es so um seinen Liebling stand, wußte er gar nicht, er hatte die Krankheit, die sich immer gleich blieb, nicht so ernst genommen. Er schob sie dem Klima zu, das auch ihn matt machte. Freilich dauerte es schon zu lange, freilich mußte etwas geschehen. Und er war bereit, selber einen guten Arzt in Temeschwar aufzusuchen und ihn herzubringen. Noch heute, sogleich nach Tisch wollte er nach der Stadt fahren.

Therese war glücklich über diesen Entschluß.

Niembsch zog sich um, bat sich beim

Rentmeister aus und ging ins Dorf, einen Fuhrmann zu suchen. Er fand keinen, es war alles in der Ernte draußen. Das Kammeramt hatte wohl eine Keisefutsche, aber es hielt sich keine eigenen Pferde. Es war immer ein Bauer, der einspannte und die Herren fuhr. So versagte die Gelegenheit. Man konnte erst am Abend mit einem Bauer reden und morgen früh fahren. Das dauerte ihm zu lange. Die stille Sorge um sein Kind war nun einmal aufgepeitscht und er wollte sich nicht den Vorwurf eines Versäumnisses machen. Ein starkes Gewitter war um die Mittagstunde niedergegangen, die Luft abgekühlt und er entschloß sich, den vierstündigen Marsch zu Fuß anzutreten. War der Weg ihm doch nicht unbekannt.

Frau Therese wunderte sich ein wenig über seinen raschen Entschluß und dessen Ausführung. Das war sie an ihm gar nicht gewohnt. Aber sie mißdeutete ihn nicht. Er mußte doch recht besorgt sein um das Lenchen.

Das Fieber war am Abend besonders hoch und das Kind sehr gesprächig. Lena wußte, daß Papa um einen Doktor gegangen, er hatte es ihr ja gesagt und sie erwartete ihn voll überhitzter Fröhlichkeit. Der Doktor werde dem Lenchen etwas zum Einnehmen verschreiben, hatte Papa gesagt und dann werde es gleich wieder gesund. Sie möchte so gern gesund sein und mit Papa im Garten herumjagen, so wie in Lippa. Dort wäre es viel schöner gewesen. Denn dort war sie immer gesund. O, wie sie sich freue auf den Doktor, den Papa und die Großmutter aus Ofen. Sie habe noch nie einen Doktor gesehen. Wie so ein Mann aussehe, wollte sie wissen. Wie andere Herren? Ach nein. Wie der Herr Rentmeister? Haha! Da mußte sie lachen. Kann der Herr Rentmeister Kranke gesund machen?

Und ganz plötzlich fielen ihr die Augen zu, die gesteigerte Munterkeit war

erloschen und sie verfiel wieder in ihre Schlassucht.

Bis Mitternacht saß Theresie bei dem Kind. Die kleine Resi schlief im Nebenzimmer, die Mutter hielt sie so viel als möglich von der Kranken, man wußte ja nicht, ob es nicht doch vielleicht etwas Ansteckendes war. Der Doktor kam wohl nicht mehr. Kindisch, so etwas zu hoffen. Die Stadtärzte haben wahrscheinlich keine Lust, ihre Nächte zu opfern für ein krankes Kind auf dem Dorfe.

Aber morgen früh wird Franz wohl kommen mit einem . . . Wo mag er die heutige Nacht wieder verbringen? Die Frage überfiel sie ganz plötzlich. O, die verdächtige Eile! Raum war das Wort Temeschwar gefallen, setzte er sich auch schon in Bewegung. Für sein Kind allein? Sie glaubte es nicht mehr. Der Rentmeister hatte ihn bestimmt, seine Sonntagsausflüge einstweilen einzustellen und sie beruhigte sich damit. Wie dumm, daß sie das bewirkte! So blieb die eigentliche Frage, von der ihr ferneres Lebensglück abhing, unbeantwortet. Wo verbringt er die Nacht wieder? Könnte sie ihm doch folgen! Aber wehe ihm, wenn er ihr morgen früh wieder den Duft heimbringt, der sie so rasend macht. Vom Krankenbett seines Kindes jagt sie ihn, den Unwürdigen.

Der Schlaf floh sie in dieser wie in mancher anderen Nacht. Müde erhob sie sich mit der Sonne, um an ihr Tagewerk zu gehen. Die Wohnung mußte doch in Ordnung sein, wenn der fremde Arzt kam. Das Lenchen war so heiß wie am Abend und dämmerte dahin. Die Mutter wusch sie und ordnete ihr Bett, sie erwachte dabei gar nicht. Sonst war sie am Morgen fast fieberfrei und verstand, was man mit ihr redete. Heute gab sie kein Zeichen, daß sie wisse, was mit ihr vorgehe. Nur die Kühlung der heißen Stirne tat ihr wohl, das merkte man. Und die Mutter erneuerte diese Kühlung durch frische,

feuchte Umschläge. Und da erwachte sie einen Augenblick und lächelte: „Papa, hast du den Doktor gebracht?“ „Ja, mein Kind, gleich kommt er zu dir,“ sagte die Mutter, mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen schlief das Lenchen wieder ein.

Aber der Vater und der Doktor kamen nicht.

Frau Anna erschien während des Vormittags mehrmals, um nachzufragen, ob denn noch immer keine Botschaft von Niembsch da wäre. Am Nachmittag kam der Rentmeister und fragte daselbe.

Theresie war halb tot. Sie wußte keine Erklärung für das Ausbleiben ihres Mannes. Es konnte nur sein, daß der Arzt, den er ihr bringen sollte, noch keine Zeit gefunden, daß er ihn warten ließ.

Nikolaus Hell besichtigte das Kind, er griff nach seiner heißen Hand, nach der glühenden Stirn und erschrak. Er erbot sich, einen Wagen zu beschaffen und Niembsch entgegenzufahren. Theresie bat ihn, das nicht zu tun. Er müsse ja doch endlich kommen. Es sei undenkbar, daß er säume, wenn es anders möglich wäre. Er könne doch sein Kind nicht vergessen haben, seine Lena, die er mehr liebe als sie alle.

Hell konnte dem nicht widersprechen. Es muß Niembsch bis jetzt unmöglich gewesen sein, einen Arzt zu finden, der bereit war, die Fahrt zu machen. Auch er war der Überzeugung, daß er heute noch kommen werde.

Aber es wurde Abend und Niembsch kam nicht.

Da ging der Rentmeister selbst ins Dorf und bestellte sich Pferde für den nächsten Morgen. Wenn Niembsch in dieser Nacht nicht kam, dann wollte er mit dem Frühesten nach der Stadt fahren und ihn suchen. Es konnte nur ein Unglück geschehen sein.

Und es wurde Morgen und Niembsch kam nicht.

Wie ein Schatten an der Wand wankte Therese dahin, sie hielt sich kaum noch aufrecht. Frau Anna erschien in der Tür und meldete ihr, daß Hell schon früh fort wäre. Sie möge nur stark sein, bis Mittag müsse alles aufgeklärt und der Doktor hier sein. Das richtete Therese wieder ein wenig auf. Das Kind war nicht mehr erwacht seit gestern früh, es lächelte den ganzen Tag über die Botschaft, daß der Papa mit dem Doktor schon hier wäre. Aber heute lächelte es nicht mehr. In dieser Nacht hatte sich Lenas Gesicht ganz verändert, es war alt geworden und ein schmerzlicher Zug lagerte um ihren Mund.

Der Bader Theobald Wengler kam. Da er gehört habe, daß der Doktor noch immer nicht hier war, wolle er doch einmal nachsehen, wie's dem Kindchen gehe.

„O weh, o weh!“ sprach er beim Anblick desselben und erschrak über seine Unbesonnenheit.

„Was denn? Ist sie schlechter?“ fragte die tiefbestürzte Mutter.

Aus Verlegenheit griff er nach seiner Dose.

„Ein hippokritisches Kinder Gesicht, Euer Gnaden.“

„Nicht wahr, die Veränderung ist kein gutes Zeichen. So schmal und alt sieht sie aus, so schmerzlich, so leidvoll.“ Und sie fuhr dem Kinde streichelnd über das feuchte Haar. . . „Sie ist ja ganz kühl“, sagte sie mit einem starren, fragenden Blick zu Wengler.

„Gnädigste — mir scheint, der Doktor kommt zu spät!“

Auffschreiend fiel Therese über das Bett ihres Kindes.

XVII.

Nikolaus Hell war am frühesten Morgen mit einem Bauernwagen, in den er nur seinen Lederstuh einhängen ließ, nach der Stadt aufgebrochen. Als die Kaufleute der Festung ihre Gewölbe

öffneten und die Kinder zur Schule gingen, fuhr er schon über den Paradeplatz. Er ließ den Wagen bei den „Sieben Kurfürsten“ einstellen und sagte dem Vetter Kaspar, seinem Nachbar, daß er sich jederzeit bereithalten solle zur Heimfahrt, es könne sein, daß er sehr bald wiederkomme.

Dann begab er sich ins Café Delbondio zu einem Frühstück. Das war ja der Ort, wo die Klasse, zu der Niembösch sich zählte, verkehrte. Da konnte er am ehesten Auskunft erhalten über den Verbleib seines Gegenschreibers. Und auch den Namen eines guten Arztes wird er da leicht erfahren. Denn ohne einen solchen wollte er keinesfalls heimkehren. Und er täuschte sich nicht. Der Luigi, der erste Auswärter des Kaffeehauses, ein ehemaliger Feldwebel aus einem italienischen Regiment, kannte den ganzen Stadtklatsch, ihm entging nichts. Natürlich war ihm der Herr von Niembösch sehr gut bekannt. Der arme Herr! Er habe schon lange vorausgesehen, daß es so mit ihm kommen würde. Verkehrte zu viel mit Rosafen, ließ sich in allerlei Geschichten ein.

Der Rentmeister saß auf Nadeln, aber er ließ den Kellner ruhig schwätzen. Nur die Frage warf er dazwischen, ob er sich nicht irre, Herr Niembösch verkehrte doch mehr mit Offizieren. „Im Anfang, ja,“ erwiderte Luigi. „Aber nicht beste Offiziere. Viel zu viel mit meine Landsmann, die Capitano Patuzzi. Ist er schon g'spricht. War Hallunk, falsche Spieler.“

„So, so,“ erwiderte der Rentmeister. „Ein Hauptmann? Aber bitte, wo ist der Herr Niembösch jetzt?“

„Das wissen der Signor nit? Haha!“ lachte Luigi. „Sitzt in Schuldarrest. Hat immer gespielt auf Puff, hat Zettel unterschrieben, Schulden gemacht und dann ist nit mehr kommen. Bleibt weg und zahlt nit. Vorgestern auf einmal erwischte ihn ein Spezi in der Stadt, will schnell

vorüber, aber der macht keine Spaß, sagt: Pagage! und läßt ihn sperren ein.“

Mit einem „scusi“ war der Luigi zu einem anderen Frühstücksgast geeilt und ließ den Rentmeister in sprachlosem Erstaunen allein. Das soll sein Niembisch sein? Sein erster Beamter, dem er die Gegensperre anvertraut hatte? Er kam sich nie so einfältig vor im Leben wie in diesem Augenblick. So also war es mit der Reversseite des schönen Niembisch beschaffen? Das war sein zweites Gesicht? Er verstand plötzlich auch den ehelichen Zwiespalt, von dem immer wieder ein Teilchen fühlbar wurde für die Näherstehenden.

Was tun? Ihn auslösen? Fiel ihm nicht ein. Die Schande für das Kammeralamt war nicht gering, aber für solche Zwecke hatte es kein Geld, davon stand nichts in seiner Hausordnung. Wohl aber war Entlassung auf solch standeswidriges Verhalten der Beamten gesetzt. Und er fragte sich, ob er nicht besser täte, einen Doktor zu suchen und augenblicklich heimzufahren... Gar keine Kenntnis nehmen von dem Zwischenfall, mag er sich heraus schlagen wie er kann — das war vielleicht das Gescheiteste. Er rief Luigi herbei, zahlte und fragte ihn nach einem beliebigen Arzt, der auch Kinder behandle. „Dottore Jäger, Filippo Jäger,“ sagte dieser und nannte ihm seine Wohnung. „Und das Schuldarrest, wo ist denn dieses?“ „Signor wollen besuchen die Herr von Niembisch. Is erlaubt! In Stadthaus tut er sitzen. Wer zwanzigtausend Gulde zahlt, kann ihn gleich mitnehmen,“ sagte Luigi und blinzelte Hell fragend an. Er hätte zu gern gewußt, was der Fremde für ein Interesse an dem Herrn von Niembisch habe.

Dieser war tiefbetroffen über die Summe, die der Geschwähzige ihm nannte, ohne ein weiteres Wort verließ er das Raffeehaus. Er suchte den Arzt auf, traf

ihn aber nicht daheim und redete mit seiner Frau. Sie glaubte, daß ihr Mann in einem so dringenden Fall wohl bereit sein würde, nach Esatad hinauszufahren. Aber nicht vor Mittag. Er möge sich doch noch einmal herbemühen, sie werde alles ausrichten, wenn ihr Mann von seinen Morgenvisiten heimkäme.

Hell hatte so manches Geschäft in Temeschwar zu erledigen, aber es fehlte jede Stimmung für etwas anderes. Er mußte beständig an die arme, ahnungslose Frau in Esatad denken, die am Krankenbett ihres Kindes saß und seit drei Tagen auf einen Arzt wartete. Und auf ihren Mann. Das tiefe Mitleid, das er für sie empfand, konnte ihn aber nicht hindern, zu erwägen, wie er sich künftig zu ihrem Mann zu stellen hätte. Er ging in dem Marktgewühl vor dem Stadthaus auf und nieder, verloren in seine Gedanken. Da drinnen saß der Unglückselige und wartete auf seine Erlösung. Woher wollte sie kommen? Selbst wenn Frau Therese imstande war, die Summe in absehbarer Zeit zu bezahlen, wird es ja doch kaum möglich sein, ihm noch ferner das Vertrauen zu schenken, das er bisher genoß. Ein Spieler konnte nicht sein Gegenschreiber sein. Wer aus dem Schuldarrest kommt, den setzt man nicht an die Kasse des Kammeralamtes. Aber Niembisch war ja nicht bloß sein Beamter, er war sozusagen auch der Freund des Hauses. Und die Gebatterschaft verpfllichtete auch... Wird seine Frau Anna zufrieden mit ihm sein, wenn er heimkommt, ohne mit Niembisch gesprochen, ohne von ihm erfahren zu haben, wie man ihn retten könne? Gewiß nicht. Sie wird ihn schön auszanken. Was man an ihm tut, ist ja auch für seine Frau Therese getan. Und sie verdient jede Rücksicht, jeden Freundschaftsdienst.

Er raffte sich auf zu einem Entschluß. Ja, er wird ihn zu sprechen suchen.

Streng genommen ist es seine Pflicht, sich an der Quelle zu unterrichten, was mit ihm geschah.

Niembsch war nicht wenig beschämt, als der pfiffige alte Beschließer des Schuldarrestes, der schon viel größere Herren in der Koft hatte, den Herrn Rentmeister bei ihm einließ. Er stand mit niedergeschlagenen Augen da und wagte nicht, seinen Chef anzublicken.

„Schöne Geschichten hört man von Ihnen in der Stadt,“ sagte Hell, anstatt guten Morgen. „Ihre Frau wartet bei einem todranken Kind auf Sie und den Doktor und Sie sitzen da in dem Käfig?“ Niembsch wollte sein Malheur erzählen. „Ich weiß schon alles,“ fiel ihm Hell in die Rede, „jeder Kellner erzählt einem von Ihren Streichen und von Ihrer Verhaftung. So also schauen Sie bei Tageslicht aus? Was soll ich denn mit Ihnen machen? Wie stellen Sie sich denn Ihre künftige Amtsberwendung vor? Hm?“

Ganz bestürzt fragte Niembsch: „Hat denn meine Frau den Schuldschein nicht unterschrieben, den ich ihr schickte?“

„Gar nichts hat sie von Ihnen gehört. Niemand war bei ihr. Ich komm' heute um einen Doktor in die Stadt, weil's die höchste Zeit ist.“

„Ich habe die Gauner, die mir im Spiel so viel Geld abgenommen haben, nach Esatad hinausgeschickt, damit ich wieder frei werde. Meine Frau kann den Schein ruhig unterschreiben, wir zahlen die Schuld nach und nach ab.“

„Eine Spielschuld?“

„So ist es vereinbart. Ich habe halt mehr unterschrieben als ich verloren habe,“ sagte Niembsch prozig.

„Eine saubere Sache,“ knurrte der Rentmeister. Niembsch aber fuhr hochtrabend fort: „Meine Mutter hat große Ersparnisse, meine Schwiegermutter hat Geld, meine Frau besitzt ein kleines Vermögen. Was ist da so Urgeß dabei?“

Keine läßt mich hier sitzen. Und ich habe mich vorläufig an die nächste gewendet, an meine Frau. Die Straßenräuber werden eben erst heute hinauskommen. Und morgen bin ich frei.“

„Das wird eine feine Überraschung werden für Ihre arme Frau. Da will ich doch gleich umkehren und ihr den Doktor bringen. Vielleicht hat sie ihn selber nötiger als das Kind...“ Und er wandte sich zur Tür, um dem Beschließer zu klopfen.

Da rasselte es im Schlosse und die Tür ging auf. Herein schwebte eine blonde, geschminkte Schöne, ein Körbchen am Arm, aus dem zwei Weinflaschen guckten.

„Servus Franz!“ rief sie. „Ich bring' dir ein Frühstück. Wann wirst du denn frei, du Armer?“

Hell, der bei Seite getreten war, drückte sich rasch durch die geöffnete Tür hinaus. Es wäre allzu unzart gewesen, da länger zu verweilen. Was ihm der gemüthliche Beschließer, der ihm verschmitzt zuzwinkerte, von der Besucherin seines Gefangenen erzählen wollte, das hörte er gar nicht mehr an. „Eine saubere Godl, was? Aber a Luader. U groß' Luader!“ brummelte der Alte.

Hell war schon fort.

Doktor Jäger saß am Krankenbett der Frau Therese. Es hatte sie niedergedrungen, sie fühlte sich namenlos elend...

Die Frau Rentmeister, die den ganzen Tag Ausschau hielt, ob denn niemand käme, nahm die beiden Unholde, die die Frau von Niembsch schon am Morgen suchten, vor der Tür in Empfang. Sie wollte sie abwehren, sie sagte ihnen, es läge ein totes Kind im Hause, die Frau sei aufgelöst in Schmerz. Aber es nützte nichts, sie forderten Einlaß im Namen ihres Mannes, der sie gesendet habe. Sie wären sogleich fertig.

Da ging sie und bereitete Therese auf

den seltsamen Besuch vor. Die Walburg hatte die kleine Anna für heute zur Gehlin gegeben und Theresese war ganz allein bei ihrer Lena geblieben. Jetzt wusch sie ihr totes Kind und war im Begriff, ihm sein schönstes, weißes Kleidchen anzuziehen für die weite Fahrt zum lieben Gott und seinen Englein. Ihre Tränen tropften, ihre müden Hände zitterten, aber sie litt nicht, daß ihr wer bei dieser heiligen Arbeit half. Ganz allein wollte sie dieses Werk vollbringen, nur die Mutter kann einem Kind diesen letzten Liebesdienst erweisen. Ganz versonnen, ganz in Gedanken verloren war sie am Werke, als sie von zwei rauhen Stimmen in die Wirklichkeit zurückgerufen wurde. Sie verstand gar nicht, was sie meinten, was sie wollten und sah hilflos nach der Freundin, die nicht von ihrer Seite gewichen war. Sie wollten Geld. Für ihren Mann, den Herrn von Niembusch. Er schicke sie Geld? Sie hatte kein Geld, das sie entbehren konnte. Wieviel Geld? Siebzehntausend Gulden. „Siebzehn . . .?“ Es würgte sie im Halse, sie konnte die Zahl gar nicht aussprechen. „Wozu? Wieso?“ Er sitze im Schuldarrest und werde nicht frei, bevor dies bezahlt wäre. „Im Schuld . . .?“ Sie tastete nach einer Stütze und sank der Freundin ohnmächtig in die Arme.

„Geht zum Teufel, ihr Banditen!“ zischte die resolute Rentmeisterin, während sie Theresese die Stirne und die Schläfen mit Essig wusch. „Seht Ihr nicht, daß jetzt nicht die Zeit ist für so ein Geschäft in diesem Hause?“

„Wenn sie ihren Mann nicht frei haben will, uns kann's recht sein,“ sagte der eine und drehte sich um. Der andere aber zog ein Papier aus der Tasche. „Wenn Sie nicht gleich zahlen können, können sie auch diesen Schuldschein unterschreiben,“ sagte er zu Theresese, die wieder erwacht war aus ihrer Betäubung. Da steht die Unterschrift ihres Mannes.

Sehen Sie Ihren Namen daneben und er wird morgen frei. Sonst nicht.“ Die Frau Rentmeister griff nach dem Papier. „Auf zwanzigtausend,“ las sie. „Jetzt sind es zwanzig?“ fuhr sie auf. „Wenn wir kein bares Geld kriegen und warten müssen, sind es zwanzig,“ sagte der erste, der sich schon abgewandt hatte.

„So viel Geld habe ich nicht!“ rief Theresese. „Das ist mehr als ich je bezahlen kann.“

„Aber Frauerl, Ihr Mann wird schon mithelfen,“ sagte der zweite gönnerhaft. „Wir lassen ihn sonst übers Jahr wieder einsperren. Unterschreiben Sie's nur.“

„Unterschreibe nichts, Theresese. Warte bis mein Mann kommt,“ sagte die Frau Rentmeister.

„Nicht unterschreiben?“ höhnte der erste. „Wir haben keine Zeit für solche Ausflüge. Sie werden uns in Temeschwar schon auffuchen und uns bitten, daß wir Ihren Mann freigeben. Adjes!“ Und er nahm den Schuldschein und faltete ihn zusammen.

Theresese verlangte eine Feder. Sie unterschrieb. „Ich unterschreibe unser Elend . . . Unsern Ruin!“ sagte sie. „Jetzt ist's aus!“

Als die Erpresser das Haus verlassen hatten, brach Theresese völlig zusammen. Frau Anna brachte sie schleunigst zu Bett. Und sie schlief ein. Aber auch die Freundin war so erschüttert von dem Vorfall, daß sie der Ruhe bedurfte, der Fassung. . .

Sie saß still bei der Schlafenden und wartete auf ihren Mann. Der mußte doch endlich kommen. Und es war ganz gut, wenn er einen Arzt mitbrachte. Wer weiß, was zu erwarten stand.

Und jetzt saß Doktor Jäger auf ihrem Plaz neben dem Bett. Frau Theresese war erwacht. Sie mußte sich erst besinnen, wo sie war, was sie erlebte und warum ein Fremder an ihrem Lager saß und ihren Puls befühlte. Das war der

Arzt für ihre Lena! Ach, warum war er zu spät gekommen! Welch ein Verhängnis, daß ihr Mann ihn nicht schon vor drei Tagen bringen konnte, sie klagte, sie jammerte um ihr Kind!

„Beruhigen Sie sich darüber, gnädige Frau. Und seien Sie überzeugt, es war auch vor drei Tagen schon zu spät,“ sprach der Doktor mit ruhiger, volltönder Stimme. „Ich habe Ihr Kind untersucht. Es starb an einer unheilbaren Gehirnkrankheit, jede Hilfe wäre vergeblich gewesen. Wenn Sie aufmerksam zurückdenken, werden Sie die Anzeichen dieser Krankheit auf ein halbes Jahr zurückverfolgen können. Es trifft niemanden eine Schuld an diesem Unglück, es war nicht aufzuhalten!“

„Herr Doktor, Sie nehmen mir eine schwere Last von der Seele,“ erwiderte Frau Theresie matt.

„Jetzt handelt es sich um Sie, liebe Frau. Sie sind so jung, so kräftig, aber Sie übernehmen sich, wie es scheint, in der Wirtschaft. Das dürfen Sie jetzt nicht. Geben Sie acht auf sich. Lassen Sie auch allen Kummer beiseite. Und trauern Sie still um Ihr Kind, denken Sie, es war nur ein zeitweiliges Geschenk, nur geliehen. Sie mußten es wieder zurückgeben. Bleiben Sie im Bett, beteiligen Sie sich nicht am Leichenbegängnis. Denken Sie jetzt mehr an das, was kommen soll.“

Theresie weinte still und drückte die Hand des Doktors. „Wie gut, daß Sie gekommen sind... Ihre Worte waren mir ein Labsal. Ich danke Ihnen tausendmal.“

Der Rentmeister geleitete den Arzt, der noch allerlei Anordnungen traf, zum Wagen, während seine Frau bei der Patientin blieb. Er war erfreut, künftig einen anscheinend so kundigen und vertrauenswürdigen Doktor in der Nähe zu wissen. „Hoffentlich brauche ich Sie nie,“ scherzte er, indem er Doktor Jäger die

Hand drückte. Der Vetter Kaspar aber hatte die Pferde gewechselt und fuhr ein zweitesmal nach Temeschwar. —

* * *

Das Kind war aufgebahrt und die Nachbarinnen hielten die Totenwache. Frau Anna und Walburga hatten alles besorgt. Daß die Mutter sich nicht zeigte, verstanden die Bäuerinnen zwar nicht, aber da Walburga ihnen sagte, es wäre ihr vom Doktor verboten worden und sie dürfe auch nicht am Leichenbegängnis teilnehmen, gaben sie sich zufrieden. Die feinen Leute vertragen eben Manches nicht, was andere tragen müssen...

Die Frauen ahnten die Zusammenhänge der Geschehnisse nicht, aber sie wußten von jedem Vorfall ein Endchen und das genügte, darüber zu sprechen... Daß der Herr Niembsch ein lockerer Zeisig sein müsse, das brauchte ihnen auch niemand zu sagen. Wer Sonntag für Sonntag die Frau allein läßt, der war vor ihrem Richterstuhl schon verurteilt. Und es war auch etwas davon durchgedrungen, daß er um einen Doktor gelaufen, aber nicht wieder gekommen wäre. Und da sei das Kind gestorben... Sie wisperten die ganze Nacht und nur die Gehlin hielt den Widerpart gegen all das Geplätsche. Sie kannte das Haus besser und ließ nichts aufkommen gegen die liebe Frau Niembsch, die ihrer schweren Stunde entgegengehe und von solch einem Unglück betroffen wurde. Ihr Mann aber sei auf einer Dienstreife und wisse noch nichts vom Tode des Kindes. Das habe ihr die Frau Rentmeister gesagt. Die Nachbarinnen glaubten das nicht so recht, sie waren mehr für das Romantische, aber es konnte ja sein. Hingegen waren sie mit der Bewirtung zufrieden, die die Frau Rentmeister und die Walburga an Stelle der erkrankten Hausfrau besorgten. Es gab die ganze Nacht warmen Kaffee und Guglhupf.

Denkwürdig wurde der Fall, als das Leichenbegängnis um einen Tag verschoben wurde, damit der Vater des Kindes daran teilnehmen konnte, denn man erwartete ihn zurück. Sollte man eine zweite Totenwache halten? Das war nicht üblich. Und das Haus blieb geschlossen. Lauter Neuerungen, die zu bereden waren. Aber am längsten redete man im Dorfe von dem Schmerz des heimgekehrten Vaters beim Leichenbegängnis. Der Mann sei wie wahnsinnig gewesen, man meinte, er werde sich in das Grab stürzen und sich mitverscharren lassen. So liebte der seine Kinder? Er gewann alle Frauenherzen durch sein Unglück, man hatte so etwas an einem Manne noch nicht erlebt.

Auch das Ehepaar Hell war erschüttert von diesem Erlebnis auf dem Friedhof. Sie hatten das beide dem Niembsch nicht zugetraut und es milderte ihr Urteil über ihn. Ein verdorbener, ein gesünder Mensch konnte ein solcher Vater nicht sein. Vielleicht stand es doch nicht so schlimm um ihn, als der Rentmeister nach der Begegnung in Temeschwar glaubte. Aufgeben wolle er ihn, sagte er seiner Frau. Er müsse bei guter Gelegenheit fort, er könne ihn nicht mehr behalten. Frau Anna begriff das. Aber was wird dann aus Therese und den Kindern? Jetzt, da sie ihr Vermögen für ihn werde opfern müssen. Sie bat nach diesem Leichenbegängnis um Schonzeit für ihn. Und Hell widersprach nicht.

Franz Niembsch war dem Ansturm von Gemütserschütterungen zuletzt doch beinahe erlegen. Ins Gefängnis brachten ihm die beiden Kosaken, die ihn auf ihre Kosten hatten festsetzen lassen bis er bezahlt habe, die Schreckensbotschaft vom Tode seines Kindes. Gefolttert von einem

schlechten Gewissen, von bösen Dämonen gejagt eilte er heim. Er fühlte sich wie ein Verbrecher. Sein Liebstes war ihm entrisen worden, weil er die Hilfe nicht brachte, die er dem Kinde versprochen hatte. Und seine arme Frau! Sie lag dahin. Zum erstenmal erfaßte ihn ein namenloses Mitleid für sie. Mit dem Gefühl, sie zur Bettlerin gemacht zu haben, stand er vor ihr. Vor ihrem Bett warf er sich nieder und flehte um ihre Verzeihung. Aber sie wandte sich ab. Sie wollte nichts wissen von ihm, sie wird es ihm nie vergeben können. Und als er hinter dem Sarg seines Kindes einherherschritt, da packte ihn die Reue, die Verzweiflung. Ihm war, als müßte er vor diesem frühen Grabe ein Bekenntnis ablegen von seiner Schuld. Er weinte und schluchzte, daß kein Auge trocken blieb...

Im Kammeralamt tat er jetzt schweigend seine Pflicht. Es schien nichts von seinem Stadterlebnis bis in diese Räume gedrungen zu sein, die Kollegen waren unverändert, nur der Rentmeister ging kühl an ihm vorüber. Niembsch fühlte, daß er die Achtung dieses Mannes für immer verloren hatte.

Frau Therese aber brachte in diesen gedrückten Tagen, in dieser Zeit tiefster seelischer Zerrissenheit ihren einst so heiß ersehnten Buben zur Welt. Da war er nun, der Prinz, der sie beide erlösen sollte und beglücken. Sie hätte jubeln mögen in all ihren Schmerzen, aber der Aufschwung fehlte, es gab nur einen Strom von Tränen. Franz küßte ihr die Hand, er drückte diese innig und schwieg. Auch er hatte die Augen voller Wasser. Und sie dankte ihm für dieses stumme Bekenntnis seiner Liebe, seiner Reue. Es kam wohl zu spät. —

(Fortsetzung folgt.)



Die Eiebnbürger Casßen und die modern=demokratische Strömung

Von Dr. Karl Hopf

Wenn der Werfasser sich nicht reftlos zur geläufigen Anwendung befehen kann, wir Casßen feien durch und durch Demo= traten, fo hofft er durch diefes Einbe= kenntnis feine Woff nicht herabzufehen. Es dürfte auch heute feine Schande fein, wenn ein Sprößling einer 700 jährigen Familie, der feinen Ahnen eine Reihe innerer Güter verbanft, unter ihnen auch entwideltetes Familienbewußtfein, wenn diefer Sprößling diefes Familienbewußt= fein nicht preisgibt. In diefem 700 jähr= gen Familienbewußtfein hängen aber notwendig Züge, die mit dem modernen Demofratentum nicht vereinbar find. Und wie fich diefe Einmüßigkeit naturgemäß im Verhältnis unferes Woffes nach außen ent= wickelt hat, fo ift fie auch an unferem Inner= leben nicht spurlos vorübergegangen. Der Gedanke der Verftärkung der Verftärkung der Woffen und Einzelmenfchen gehört zu den felbftverftändlichen Grundfagen un= ferer Genuß und Empfindens. Gewiß, wir haben das Bewußtfein einer einzigen Familie; aber wer in diefer Familie eine befondere Aufgabe zu erfüllen hat und diefe zu erfüllen glaubt, der hat auch das Bewußtfein diefer befonderen Aufgabe und ihrer Erfülligung. Solches Bewußt= fein hat allerdinge allezeit auch feine Rechte. Wir hatten einmal ein ausge= sprocheneß ftabilitätes Patrifiatentum, ru= hend auf den alten Beamtengelfchlechtern. Das hat der Stand der ftabilitäten „über= zeugt, die fogenannte“ Genußigen“ über= nommen. Doch heute ruht vor allem in ihren Händen die Zeitung unferes Woffes= lebens. Wer fächliche Verhältniffe kennt, weiß, daß diefe Zeitung im Genuß des Woffesganges geführt wird: Die Genuß=

ftattliche Gruppe aber, in der fich der Genuß vor allem entfaltet, der unfer Woff= leben durchdringt, macht Anftrengung zu werden. Aber nicht minder haben wir ein ftabilitä= tes „Bürger“tum von entftandenen Standesbewußtfein. Und ein felbftändiger Bauerftand, der Jahrhunderte lang auf feiner Scholle ift, kann wohl die und da in einen Augenblickftaumel hinein= geraten; aber es liegt in der Natur der Sache, daß er die Altpolitikmaßnahme: „Galle, was du haft!“ auch in ganz weftlichem Sinne deutet. Es liegt in der Natur der Sache, daß er gerade in einer Zeit, wo wir fo empfindlich an den Wert der Abdenkergenuß gemahnt werden, vom Werte des Standes durchdrungen wird, der diefe Abdenkergenuß zutage fördert. Wie gefagt, alles hat feine Rechte. Es gibt überall auch Leute, bei denen Standesbewußtfein zum Standeshochmut wird. Es find in der Regel nicht die, bei denen das Bewußtfein feine tieffte Grundfage hat, doch es ift allgemein menfchlich. Weßhalb follte gerade das fächliche Woff aus lauter Genuß befehen? Aber etwas ift bei uns befonders klar: das ift eben der Familienftim, der das ganze Woff durchdringt und der als öffentliche Meinung foches Standes= hochmut abfchneidet. Diefer Familienftim ift unferer Artiftokratie und er ift unferer Demofratie. Nicht als ob es Standes= hochmut nicht auch bei uns gäbe; aber wie find dagegen ganz befonders em= pfänglich und wo er zutage tritt, wird er von der öffentlichen Meinung ge= zügelt — meiftens mit der wirftamften Waffe, die es in foches Dingen gibt:

mit der Waffe des Spottes. Die Empfindlichkeit wird allerdings oft zur Überempfindlichkeit, sieht Dinge, die nicht da sind und setzt sich dann gegebenenfalls in ein solches reines Demokratentum über, das für nichts hinderlicher ist, als für richtiges Aufwärtzstreben. Darüber etwas später!

Außer dieser Empfindlichkeit fremder Selbstüberhebung gegenüber — gleichgiltig ob es sich um eine tatsächliche oder nur um eine geargwöhnte handelt, ist aber in unverdorbenem sächsischem Volksempfinden ein sehr entwickeltes Gefühl für gesellschaftliche Distanz zu bemerken. Ganz besonders rege ist es in unserem Bauern. Er fordert es in seinem eigenen Kreise im Verkehr zwischen Älteren und Jüngeren, zwischen den Angesehenen und dem Durchschnitt der Dorfbewohner; er zeigt es aber — wo er unverdorben ist, auch nach oben. Der Landpfarrer, der um sich in seinem Dorfe eine gesellschaftliche Stellung zu erwerben, sich mit seinen Bauern auf einen rein kameradschaftlichen Fuß stellen wollte, würde sehr vorbeigreifen. Unser Bauer will zu seinem Pfarrer hinaufsehen. Und da heißt es ungemein acht geben; es werden manchmal die unschuldigsten Dinge mißverstanden.

Nicht in dem gleichen Maße, aber immerhin ist das Gefühl für gesellschaftliche Distanz auch in unseren städtischen „Bürger“-Kreisen rege. Wenn man genau achtet, wird man erstaunen, wie viele gesellschaftliche Schichten innerhalb dieser selbst bemerkbar sind — selbstverständlich der Kleinheit unserer Verhältnisse entsprechend immer in Kleinausgabe.

Eine ganz merkwürdige Verbindung geht im sächsischen Volksempfinden dieses aristokratische Distanzgefühl mit jener demokratischen Empfindlichkeit gegen wirklichen oder eingebildeten Hochmut, mit dem erwähnten reinen Demokratentum

ein, die nicht immer und nach allen Richtungen wohlthätig wirkt.

Wir haben tüchtigen aufwärtzstrebenden Bürgerinn. Sollen wir vorsichtig hinzufügen: in Einzelausgabe? Bürgerinn ist im Grunde doch ein Sinn, der die gesellschaftlichen Schranken durchbricht — auf Grund der eigenen Tüchtigkeit. Man kann auch hier bemerken, daß er gerade um sich betätigen und erweisen zu können etwas braucht, was er zu durchbrechen hat. Die Freude an solchem Emporsteigen ist auch sächsisch. Meinem Großvater, der eigenen Zeit gedenkend, wo er sich als junger Meister durchzusetzen hatte, war es ein Herzensbedürfnis in seinen eigenen Käufen junge Meister zu unterstützen. Grundsätze machen oft Herzenskrusten, so auch die zu etwas philiströsem Lebensgrundsatz ausgewachsene Verbindung von aristokratischem Distanzgefühl und rein demokratischer Gesinnung, von der eben die Rede war. Die rein demokratische Gesinnung ruht auf einer Seelenregung, die nicht gerade die schönste im demokratischen Denken ist — auf der des Neides. In überkommene gesellschaftliche Schranken findet man sich schon eher hinein, zumal, wenn der andere so klug ist, sie nicht fühlen zu lassen. Viel empfindlicher wirkt es, wenn ein Angehöriger oder auch nur ein Sprosse der gleichen Gesellschaftsschichte merklich höher steigt. Es gibt keinen strengeren Kastenmann, als diesen reinen Demokraten. Nur der Aristokratie gegenüber, die sonstwie für ihn die festeste ist, gegenüber der Aristokratie des Alters, ist ein Durchbrechen der Schranken, ein allmähliches Hinaufsteigen schon durch die Natur unumgänglich. Sonstwie ist ihm diese Aristokratie — wie erwähnt — die festeste. Vor allem schützt sie gegen eine viel peinlichere: gegen die Aristokratie der höheren geistigen Veranlagung. Jene öfter erwähnte Verbindung von aristokra-

tischem Distanzgefühl und reinem Demokratentum kennt keine geschätztere Jugend, als — Bescheidenheit, insbesondere die des Andern.

Bis zu einem gewissen Grade freut man sich über strebsamen Sinn; aber da fängt die Freude jedenfalls an eine gemischte zu werden, wo uns der Andere zu überflügeln droht. Allzumenschliches mischt sich mit der Kleinheit unserer Verhältnisse, um das Streben vor den Gefahren des Uferlosen zu bewahren; es setzt ihm ganz feste Grenzen. — Nun, alles hat seine Rehrseite. Wir haben für diesmal die Rehrseite zuerst betrachtet. Auf der andern steht der ehrenwerte Sinn, nicht als etwas anders erscheinen zu wollen, als man ist, der Sinn des zu entschiedener Wohlhabenheit gelangten Bürgers, der in der Art seiner Lebensführung sein „Bürger“tum nicht vergessen lassen will, der eben einen Stolz darin setzt, auch weiter als ein Bürger angesehen zu werden. Sein gesundes Selbstgefühl schützt ihn vor der lächerlichen Rolle des Emporkömmlings. Um durch den eigenen Gebrauch des Wortes kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, sei bemerkt, daß es zum Wesen der lächerlichen Rolle gehört, den Übergang aus einer Gesellschaftsklasse in die andere nicht erst mit dem Umtausch der gesamten gesellschaftlichen Gewohnheiten, mit der Innengestaltung, aus der diese Gewohnheiten herausfließen, sondern in dem Augenblick vorzunehmen, wo man sich Glacehandschuhe und Zylinder kaufen und einen Sperrstich in der ersten Reihe bezahlen kann.

Es wurde oben bemerkt, daß der Familiensinn, der unser ganzes Volk als Gesamtheit durchdringt, die Grundlage des aristokratischen und gleichzeitig die Grundlage des demokratischen Zuges in unserem Volksempfinden bildet. Später wurde bemerkt, daß die unseren Volks-

empfinden eigentümliche Verbindung von aristokratischem Distanzgefühl und reinem Demokratentum ein für den Einzelnen gegebenenfalls sehr empfindlich werdendes Einfügen in einen festen Rahmen verlangte. Beides: sowohl unser nationaler Familiensinn, wie die letzterwähnte eigenartige Gefühlsverbindung stärken die uns bekanntlich in hohem Maße zukommende Fähigkeit zu einem organisierten Zusammenarbeiten. Macht uns diese Fähigkeit zu einem demokratischen oder zu einem aristokratischen Volk? Die Organisation verbindet uns alle: Hoch und Nieder; jeder muß sich unterordnen, das ist doch demokratisch. Aber nein! Man muß sich unterordnen; das ist doch undemokratisch. Es muß eine verhältnismäßig geringe Anzahl geben, die bestimmt. Aber nicht nur das; bei der Auswahl dieser Wenigen gab es bis vor kurzem Berufsclassen, bei denen man eine besondere Eignung voraussetzte, allgemeine Volksfragen zu behandeln. Man ging von der Auffassung aus, daß denen, die nach Vorbildung und Beruf gewohnt sind, die Dinge aus dem Gesichtswinkel des Volksganzen, wie Heinrich von Treitschke seinerzeit sagte „von oben“ zu betrachten, die Behandlung von allgemeinen Volksfragen am zuverlässigsten in die Hände zu geben sei; — nicht ihnen allein, sondern unter entsprechender Zuziehung von Leuten, die im Alltagsleben mitten drin stehen; aber doch so, daß die andern in der Lage waren, ihre besondere Sinnesweise in das ganze Volk hineinzutragen. Um diese besondere Sinnesweise, darum, daß allezeit der Volksgedanke, dem Gedanken an den Einzelnen voranzustellen sei, handelt es sich bei der alt-sächsischen Art.

Um das Interesse der Einzelnen, in zuverlässigster Reihe um dieses handelt es sich in jener Gedankenwelt, die heute unter

dem Schlagwort der Demokratie zusammengefaßt wird. Das Leben wird von dieser Gedankenwelt aus, grundsätzlich, „von unten“ aus gesehen. Es ist in der Edelausgabe sehr viel schönes soziales Denken darin. Das findet in den sächsischen Herzen seinen vollen Wiederklang. Wir sind ein ausgesprochen soziales Volk; — sagen wir auch: in der Edelaussage unseres Wesens. Aber diese soziale Sinnesweise erschöpft unser Volksempfinden nicht. Aber der Teilnahme an dem Schicksal des einzelnen Volksgenossen steht uns das Schicksal des Volksganzen.

Dieser Gedanke steht mit der Ideenwelt der modernen Demokratie, wie sie sich in den letzten Kriegsjahren und insbesondere in dem Revolutionsdrummel entwickelt hat, im vollsten Gegensatz. „Potsdam“ war eben nichts anderes, als eine harte Anwendung des auch unserem Volksleben zugrunde liegenden Grundgedankens.

Nun gibt es aber nicht nur eine Edelausgabe des modernen demokratischen Gedankens. In der anderen stehen ganz andere Dinge verzeichnet, die so ziemlich eine Auflösung alt-sächsischen Wesens bedeuten. Da steht verzeichnet die einfache Lust daran, die gesellschaftliche Wertschätzung dessen, der sich zufällig einer etwas höheren erfreut, als die andern einfach der lieben Gleichheit willen herabzusetzen, — die Entfernung jeglichen Distanzgeföhles — die Lust daran das allgemeine Vertrauen auf alle jene zu untergraben, die durch dieses allgemeine Vertrauen einen erhöhten Einfluß haben — die Lust daran bestehende gesellschaftliche Ordnungen, in denen sich bis jetzt

sächsische Kultur offenbart hat, zerstören zu wollen, die gegenseitige Achtung der Berufsstände — grundsätzlich durch volle Streichung aller gesellschaftlichen Schranken, tatsächlich aber durch Herabsetzung der Angehörigen anderer Berufsstände zu ersetzen usw. — Alles ruht auf dem eifersüchtigen Bestreben der Gleichheit um jeden Preis.

Da es aber bequemer ist, das was oben ist, herabzuziehen, als seinen inneren Gehalt durch zielbewußte innere Arbeit zu erhöhen, so wird eben der erstere Weg gewählt.

Es liegt mir fern, die letzterwähnten Schläcken, als den Inbegriff der modern-demokratischen Strömung anzusehen. Sie halten ihm aber tatsächlich an. Gegen diese Schläcken muß sich jeder mit vollster Entschiedenheit wenden, dem alt-sächsischen Wesen überhaupt noch am Herzen liegt. Ob man sie als notwendiges Zugehör der modern-demokratischen Strömung ansieht und daraus die Schlußfolgerung zieht, ein ausgesprochener Gegner der ganzen Strömung zu sein oder ob man zwischen der „wahren Demokratie“ und ihren „falschen Propheten“ unterscheidet, ist eine andere Frage. Ich bin der Meinung, daß auch das, was nach Entfernung jener Schläcken noch übrig bleibt, in seiner Vollständigkeit mit sächsischem Denken nicht vereinbart werden kann, daß aber sächsisches Denken und sächsisches Leben sehr vieles vorweg genommen hat, was an demokratischen Gedanken gesund ist. Es will das nicht so viel heißen, daß alles, was tatsächlich sächsisch-demokratisch ist, bedingungslos gesund sein müsse.



Das Märchen vom Liebestod

Von Helene Burmaz

„Nun wünschen Sie wieder einmal, daß ich erzählen soll — — —. Sie quälen mich, schönste Frau Liselotte, denn — — — o, jetzt krausen Sie Ihre schmalen Lippen und ziehen sie heftig hin und her, daß ich unverzüglich an jene kleinen scharfhackigen Wellenkämme am See denken muß, die dem Sturm vorauszuweichen pflegen. — — — Und doch wird kein Sturm kommen, ich verspreche zu erzählen.“

Egon lehnte sich mit einem leichten Seufzer tiefer ins Sofa und betrachtete einen der Pölster mit ganz besonderer Aufmerksamkeit, als Frau Liselotte mit leise drängender Stimme sagte:

„Sie scheinen nicht die Macht der Worte zu kennen, oder sie zu unterschätzen!“

„Ja, Ihre Lippen können in tanzend erhaschten bunten Bildern jene fesselndsten Wirkungen bannen, aber bei mir ist das anders, um eine Zeit fühle ich, daß Sie sich irgendwie über meinen Willen erheben und ein unheimlich selbständiges Leben zu führen beginnen, so daß ich fast Angst habe, daß Sie sich einmal an jene Abgründe der Seele verirren könnten, wo Worte niemals Zutritt haben, weil dort die ungebrochene Macht göttlichen Schweigens herrscht.“

Und wieder begann Liselotte mit Worten, die wie leise wirkender Befehl die Stimmung einem gewissen Ziele zudrängten:

„Und doch fühle ich ein Steigen, so ein ganz seltsames Steigen, wenn Sie reden, als ob doch etwas in uns, oder um uns, wenn Sie sprechen in einen höheren, leichteren, unirdischeren Raum

hinauffschnellen würde, oder wie wenn Sie plötzlich zum Dirigenten tausend unsichtbar wimmelnder Instrumente würden, deren jedem Sie insgeheim ein wundervolles Klingens entlocken können, deren jedes Sie durch einen Wink zu starrem, unsichtbarem Schweigen verdammen können.“

Aber Egons Gesicht flog ein leise skeptisches Lächeln, als er antwortete:

„Ich wundere mich tatsächlich, daß ich in meiner angeblichen Macht noch nicht Größenwahn bekommen habe und sie schließlich selber glaube. Nein — — — schöne Frau — mächtiger — diesmal —, als Ihre Suggestion ist das mich verewaltigende Gefühl, daß mit jedem meiner Worte ein winziges Teilchen meiner Seele abbröckelt, welches unwiederbringlich in den ewigen Werde- und Verderbensgang hineingerissen, dem Universum zuströmt. Und während ich mich so — kraß ausgedrückt — langsam verblute und verströme, saugen Sie aus derselben Atmosphäre immer noch mehr unbekanntes, Ihnen sklavische Mächte. Mein Sprechen kommt mir oft wie das willenlose Geplapper eines Mediums vor, meine Worte klingen mir oft wie das Rauschen eines Baches, der in erregten Stürzen dem Fall zutreibt. Oft beginne ich mit ganz anderem Wissen, als ich schließlich endige und weiß nicht, woher es mir plötzlich wurde. Wie die folgtsame Durchlaßröhre für spielerische Mächte komme ich mir vor — — —. Und doch, Ihre Augen fordern mit der unbewußten Grausamkeit des Kindes. Sie sollen ihr Opfer haben. Was gebieten Sie zu hören?“

„Ich will von der Schönheit hören,

erzählen Sie, wie die Schönheit aus dem Paradiese zu den Menschen kam und wie sie schließlich unverstanden, frierend und verlassen sterben mußte!“ sagte sie und ließ eine Kette großer Perlen leise klirrend durch die Finger gleiten.

„Gut,“ sagte er verträumt, „vielleicht ist es das schönste, das Phantasie ersinnen konnte und das es doch nicht gibt. Ja, es ist ein Märchen, das vom Wonnestod, vom Liebestod. Ich will von einer blonden Königin erzählen, Linde, und von einem großen Maler, Valerio genannt, der erst, als er es verlor, einsah, was er, blindlings besitzend, nicht ganz begriffen und der seiner plötzlich erwachten Erkenntnis gehorchend, sich jählings in den Tod stürzte. Wie ein Schwimmer, der bislang sich an feiger Planke klammernd, nahe am schützenden Ufer hielt und mit einmal erleuchtet von der kühnen Schönheit des freien Ozeans, sich jubelnd in unerhörtem Kraftausschwung in seine freien Wogen taucht. Beide müssen sterben, die Schönheit will es so.

Also fährt mein Schiff heute einmal nicht steuerlos in den unendlichen phantastischen Raum hinein, den ich erst mit meinen Gestalten bevölkern muß, damit er sich gliedere, nein, heute sieht er das Ziel vor sich und weiß, wo der endliche Hafen liegt.“

* * *

Es war ein wunderfamer Raum, darin die Königin auf einem elfenbeingelegten Ebenholzstuhl saß. Es war eine runde geräumige Halle mit fein geschwungenen, rosa geäderten Marmorsäulen, die sich oben zu einem durchsichtig rosenfarbenen Onyxbecken schlossen, welches das durchschimmernde Tageslicht in den unwirklichen Schein ewiger Morgenröte verwandelte. Im Schatten der Säulen standen in herber Kühle wundervolle grünüberhauchte Bronzeplastiken.

Die Königin trug ein schweres Ge-

wand aus violetter Samt, das auf den Schultern durch zwei goldene Spangen gehalten, faltenreich im Schluß durch einen goldenen Gürtel gefaßt, herabwallte. Die hellblonde Haarflut, aussehend wie Ähren im Lindingmond, schloß sich im Nacken zu einem losen Knoten. Sie saß still, nur ihre Augen wanderten unablässig den Raum auf und ab, bestaunten die Statuen, als ob sie sie noch nie gesehen hätten, wanderten weiter den Säulengang entlang, in den der Südteil der Halle mündete. Die Säulen setzten sich da in freierem Schwung fort und waren dicht umrankt von weißen und roten Rosen und endeten in einer Loggia, wo sich freier Seeblick und Aussicht auf eine bevorzugte Küste des blauen skandinavischen Meeres bot. Dieser Teil des Königsschlosses war auf den steilen, meerumspülten Fels gebaut. Gleichmäßig brachen sich die Wogen daran, rollten kreisend an und flossen leiser wieder zurück. Manchmal drang der Schrei einer kreisenden Mäwe, oder das Rauschen des großen Springbrunnens aus dem Park zu der sinnenden Frau.

Vor einer Säule machten diese ruhelos wandernden Augen stets aufs neue leicht erschreckt halt. Und dann wendete sich der Blick nach innen und trat dort neue, kaum zu deutende Wanderungen an.

Von dorthier hörte man das Aufsetzen der Farben auf die Leinwand, das leise klappernde Wechseln der Pinsel, das Vor- und Rücktreten des Malers.

Plötzlich fragte sie, und es klang zitternd durch den lautempfindlichen Raum:

„Wann werdet Ihr fertig, Meister Valerio, mit dem Gemälde? — — — Der König, mein Gemahl, befahl seine Beendigung, wenn er nach sieben Tagen mit den siegreichen Mannen aus Jütland heimkehrt. So kündete uns gestern sein Bote.“

„Hohe Frau, das kann ich Euch nicht sagen!“ Es klang gequält, wie eine Klage.

Und die wieder eintretende Stille trank die plätschernden Geräusche der Elemente. Der Wogenprall wurde lauter, drängender, drohender. Es lag wie unaussprechbare Furcht in der Luft, daß die Flut schließlich herausdringen und Saal und Schloß verschlingen würde.

Da begann die Königin wieder, wie eine Notglocke läutete ihre Stimme durch die Sturmklänge der See.

„Sprecht, Meister, wann beendigt Ihr das Bild? Seht Ihr denn nicht, wie Ihr mich quält, bemerkt Ihr nicht, wie meine Wangen immer bleicher werden? Schon gleiche ich nicht mehr dem Bilde. — Ich fühle mich krank. Ich will am Meere in der Sonne liegen und die Sonne soll mich wieder gesund machen. Ein Ende, ich bitt' Euch; mir ist, als saugte mir Euer Blick letztes Leben aus und müßte ich auch vergehen und wäre mein Leben ausgelöscht, wenn Ihr das Bild beendigt. — — Trotzdem, erspart mir längere Qual. Drei Monde lang fühlte ich mir Kraft und Frische entweichen, dafür nißten bei mir Kummernis und Beschwerde und dunkle Scharen seltsamer Gedanken. Ihr täuscht und bessert doch immer nur am Hintergrund, als wolltet Ihr das traurige Spiel der griechischen Penelope nachmachen.“

„O Königin,“ antwortete der Maler, „noch weiß ich es ja nicht, ob Ihr am schönsten aus dem Dunkel strahlt, wie die lebengebende Flamme, wie ein einziges Licht des Trostes in einer ganzen Welt wesenloser Finsternisse, oder ob Euer lichter Haupt wie die Sonne unter Sternen stehen soll.“

„Tut was Ihr mögt und könnt, nur macht bald, ich bitt' Euch, recht bald,“ sagte die Königin müde.

Und in dem sich wieder einmischenden

schweren Schweigen wuchs alles groß und drohend auf, was sich dem Verstehen zweier Seelen, die doch aufeinander horchen, feindlich hindernd widersetzt, da stand alle Fremdheit des Volkstums, da stand der Abstand der Geburt und alles unverständliche vom Mann zum Weib. Es war, als ob diese Worte einem bisher ruhig brennenden Feuer den Abzug behinderten, so schienen sich unsichtbare schwelende Rauchschwaden über den Raum zu breiten und schließlich sahen sie die Feuersäule, die sich bald aus der niederfesselnden Verdachung brechen mußte. Sie fühlten, daß auch Worte schon, die sich lebensprühend auf die Lippen drängen, eine Befreiung sein können und daß längeres Schweigen Lüge wäre, daß Worte Brücken sein können zu neuem Leben, Lust und Schönheit und daß es kleinlich feige Angst sei, unausgesprochen zu lassen, was beide ahnten, fühlten. Und doch auch kamen wieder Zweifel, welche Worte der Wechselrede anvertraut und welche unausgesprochen wieder ins Grab sinken sollen.

Ihr Atem wurde schwer, die Bewegungen des Malers langsamer, wie stöhnend fuhren die Pinsel über die Leinwand.

Plötzlich durchbrach kühner Überschwang, eine jähe Hingerissenheit die bedrückte gefesselte Stimmung, er warf sich der Königin zu Füßen und rief:

„Ich, ich bin der Sterbende, ich gehe zugrunde an dem Bild, verzeiht mir, wenn ich lange um ein Restchen Leben kämpfte. Ich habe meine besten Gedanken, mein bestes Blut hineingelegt. Ich kann ohne Euch nicht mehr leben, Ihr wißt es ja schon lange. Was ist hier aus mir geworden, wie stolz und wie hoffärtig kam ich hierher. Gunst und Erfolg hatten mich förmlich verfolgt. Am ersten Tag, den ich hier verbrachte, war schwarzer, grimmiger Sturm und mir wurde so bang

vor seinem Heulen und diesen schwarzen Fluten, eine schwere Hand legte sich auf meinen Kopf, und das Gefühl übermannte mich, als ob ich von hier nicht mehr fröhlich heimsegeln sollte. Was bin ich jetzt? Einem König gleich fühlte ich mich, als ich herkam, nur noch leichter, noch jubelnder im Bewußtsein meiner Kraft. Aber als ich Euch sah, verstummte der Aermut in mir, ich wollte noch fliehen, es war zu spät. Was soll aus mir werden, so elend bin ich geworden? Wofür soll ich weiterleben?“ Scheu und leise sprach er die letzten Worte und hob den Kopf wie ein Kind, das gestreichelt werden will.

Die Königin hatte gefühlt, was er sprach, ihre zitternden Lippen öffneten sich nur widerwillig zu wenigen Worten:

„So sollen wir beide um eines Bildes willen zugrunde gehen. Nein!“ Starr und trotzig sah sie vor sich hin. „Nein, jetzt erst wollen wir zu leben anfangen, ich bin jung und habe nicht gelebt bisher.“

Sie strich ihm mit der feinen Hand über die braunen verwirrten Locken und es war, als habe die Berührung einen bösen Zauber gebrochen. Es fanden sich zwei schon so lange sehnsüchtige Lippenpaare.

Dann wurde es still um sie, eine Stille, enthaltend alle Zustimmung der säuselnden Lüfte, allen Beifall urhafter Elemente. Dann wieder Worte flink und leise wie Wechselfuß:

„Leben, wie?“

„Wir fliehen.“

„Nie habe ich geliebt.“

„Auch ich nicht, denn nie litt ich um ein Weib.“

„Fliehen, wohin?“

„Nach Venedig, in meine wunderbare Heimat, in die schönste, reichste Stadt am Meer.“

„Fliehen, wie?“

„Holger Hellingsen hält sein Schiff bereit, der Nordost weht uns gute Fahrt nach Holland.“

„Und weiter?“

„Mit einem Rauffahrteischiff nach Venedig, es ist die Stadt der schönsten Frauen, doch du bist die schönste, mit deinem Haar aus tausend gelben Sonnenfäden.“

„Leben, leben dürfen,“ flüsterte sie aus seliger Versunkenheit und lächelte matt und noch etwas ungläubig. Doch aus den Augen des Mannes sprühte jene vertrauensvoll starke Begeisterung, die, wenn je etwas an menschlichen Gefühlen, weltbewegend war.

Das hölzerne Schiffelein flog wie eine Nußschale auf der frisch bewegten See. Die Liebenden saßen hinter dem riesigen, eichengezimmerten Drachenkopfschiffschnabel auf weichen Kissen und Bärenfellen. Der Wind wehte ihre Haare ineinander. Sie sprachen wenig. Worte waren überflüssig geworden. Plötzlich fuhr Lide auf, spähte nach dem längst verschwundenen Land und erzählte:

„Jetzt landen ihre Schiffe auf Torgül. Die schwerbewaffneten Mannen steigen langsam ans Land und grüßen mit Augen und Rufen die buntbewimpelte Stadt und das Schloß. Die Menge tobt.“

Da fragt der König seinen Kanzler in rauhem Ton:

„Wo bleibt mein Weib?“

Der Kanzler, auf diese Frage gefaßt, wird noch einen Schatten bleicher und winkt mit der Hand.

Der hundertjährige Ewen Amundsen, unser ältester Diener, der Treueste der Treuen, tritt traurig hervor:

„Herr, wir wissen es nicht!“

Der König bekommt unter seinen anschwellenden Zornesadern einen zu engen Helm und schlägt mit der tollkühnen Hand des jähzornigen Wüterichs den Greiß zu Boden.

„Ich kehre als Sieger heim und mein Arm wird die Flüchtige zu erreichen

wissen!“ kündigt er laut und hart. Das Volk flieht zitternd in die Stadt.

„Ja, inmitten seines Siegerübermutes wird ihn der Verlust seines Weibes doppelt hart treffen“ jauchzte sie. „Wie rasch fährt unser Schiff, wie wohl die Rache tut, mein Geliebter, Rache für fünf Jahre der Schmach, eines demütig blinden Magdtums. Wie wonnevoll sie ist, deine Liebe, wie sie wärmt, wie sie schützt, hüll' mich ganz drinn ein, hörst du, laß mich an ihr sterben, sterben will ich an ihr — — —“

Und er wurde einer der berühmtesten Meister Valerio. Durch die vielen Bilder einer blonden Frau, deren Haupt unter allen das leuchtendste blieb. Er bekam große Aufträge und erhielt alle Ehrungen und Wertschätzungen, die ein schönheitstrunkenes Zeitalter für einen seiner Größten nur ersinnen konnte. Doch mußte er dadurch viel verreisen und so kam es, daß sie immer mehr allein und sich selbst überlassen blieb. Sie saß inmitten einer erbeingesehnen Dienerschaft und sah zum Palazzo Borgia mit den Muschelsäulen und den schwervergitterten Fenstern hinüber, seufzte wohl manchmal tief auf, wenn die Laute des Lebens über den Kanal zu ihr herauf drangen, oder wenn von der Piazza Musik herüberscholl. Doch dann wendete sie sich gleich wieder mit doppelter Liebe, als wolle sie etwas, wenn auch nur für eine Sekunde Versäumtes nachholen, zu ihrem kleinen Knaben, der zu ihren Füßen spielte und aus allerliebsten Braunaugen zu ihr verwundert über die stürmische mütterliche Zärtlichkeit aufschaute und sie dann gleich in die neuerbauten Mysterien seiner kindischen Spiele einweihte.

Wenn Meister Valerio dann wieder nach Hause kam, war er immer doppelt frisch, übermütig, strahlend und erzählte sprühend und lebhaft von seiner

Arbeit, seinen Erlebnissen, seinen Reisen und den rauschenden Festen, die seine Freunde und Gönner ihm zu Ehren veranstaltet hatten.

Da fragte sie ihn einmal: „Mein Gemahl, warum nehmt ihr mich nie mit, zu den wunderreichen Festen des Karnevals, warum war ich noch niemals bei der geheimnisvollen Taufe des Meeres? Viele glänzende Frauen waren dabei, ich weiß es wohl. Fragte der Doge niemals nach eurem Weibe? Nun wohne ich schon drei Jahre in dieser blaugoldenen Stadt und kenne sie nicht.“

„Niemand fragt nach der Gattin des Künstlers,“ antwortete er düster, „sie muß der Erde köstlichstes Kleinod sein, das ahnen alle und alle haben eine merkwürdige Scheu davor. Die Frauen aus Neid, die Männer aus Angst vor sich selber. Einmal, es ist etwa zwei Jahre her, als ich die junge Marchesa Savelli malte. Die mit den türkischen, die mit den scheinansten, grünen Schilleraugen, die mit den feinschmalen, züngelnden Schlangenslippen, wo jede Linie dieser bieglamen Erscheinung für die ganze ihr innewohnende diabolische Beredsamkeit aufkam. Sieh, der erzählte ich einmal von dir. Das Herz floß mir einfach über, ich weiß auch gar nicht, was für Worte ich fand, nur sah ich plötzlich, wie ein widerpenstiger Nerv ihr an den Augen zerrend, ihre ganze Verstellung zumichte machte, sie entstellte und sie das plötzlich wußte und vor verbissener Wut darüber bebte. Von dem Tage an wurde ich nicht mehr nach Palazzo Savelli gerufen, all diese vielgerühmte, glühende Gönnerschaft war mit einmal vorbei. Ich weiß auch gar nicht warum. Aber es ist doch eine Erfahrung und nicht die einzige dieser Art. So gewöhnte ich mir ab, von dir zu sprechen. Du bist zu gut und zu rein für diese da drunten. Mir bist du so wie ein Zauberschloß und nur ich kenne

den geheimen Spruch, der mir die Pforten öffnet. Ist es nicht schöner so, sage selbst Lide?“

Nach einer Zeit bekam der große Maler eine Freskobestellung für ein Lustschloß der Colonna bei Florenz. Als er nach wohlgelungener Arbeit und glänzenden Kunstfeiern heimkehrte, fand er in seinem Hause die Dienerschaft in Tumult und ratloser Verzweiflung. Sie hatten vor einigen Stunden sein Weib tot aufgefunden.

Allmählich wie ihm das unfaßbare dieses Ereignisses zur Wirklichkeit wurde, kam etwas kaltes, stahlhartes in sein Inneres, als habe er ein Schwert im Leibe. Aber seinen Blick kam eine seltsame Schärfe und über sein Temperament eine unerklärliche Ruhe. Er ließ sich von der alten Bianca Rosa alles erzählen, wie sie es wußte. Die Herrin sei plötzlich von heftigen Krämpfen befallen, niedergebroschen und allen Hausmitteln zum Trotz unter herzerreißenden Klagen, daß sie ihren Herrn und Gebieter nicht noch einmal umarmen könne, verschieden. Valerio ahnte, daß seine Gemahlin eines unnatürlichen Todes gestorben sei. Eine wahnstinnige Szene, die sich im vergangenen Karneval im Kasino eines bekannten Aristokraten ereignet hatte, stand mit einmal mit lähmender Deutlichkeit wieder vor seinen Augen: Es war das übliche bunttolle Maskengewühl, Scherz, Musik und Wein, himmelschreiende Ausgelassenheit, eine Art Bacchanal. Da stand plötzlich ein schwarzlammtener Domino mit roter Atlastmaske vor ihm und fragte ihn: „Wann wirst du endlich frei?“ Es klang so kalt und forschend, daß der Übermut ihn bewog, die seltsame Maske gewaltfam in den Strudel der allgemeinen Stimmung zu ziehen, er zog sie stürmisch nötigend zu sich und wollte sie küssen und sagte: „Ich bin immer, so frei ich

mag, merkst du es denn nicht, schöne Maske?“ Die stieß ihn weg, lachte teuflisch und rief mit ihrer gellend verstellten Stimme: „Noch nicht, Valerio, noch nicht!“ Ihm wurde damals für einen Augenblick ganz kalt, bei der Umarmung hatte er etwas wie ein Panzerhemd gefühlt und indem die Maske nach rückwärts schreitend verschwand, hatte sie ein rotes Stundenglas gehoben und mit weißem Finger hingedeutet. — — — Dann sah er wieder in unerklärlicher Verbindung der Gedanken die giftgrünen Augen der Marchesa Savelli blitzen, als er ihr von der holden Lide geschwärmt. Sie mußte die Mörderin sein. Es war anders nicht möglich, sie, die Maske, sie dies widerlich begehrlche, vor keiner Bosheit zurückschreckende Weib, sie die von einer unmenschlichen Leidenschaft besessene Teufelin. Ihr Gift war's ohne Zweifel...

Und er spann sich in ein trauriges Netz von Selbstanlagen und Selbstverleumdungen. Wie war er doch ein Mann gewesen, der gewöhnt war, die Welt als einen Garten für seine Willkür, sein Schönheitsbedürfnis, seine Wünsche, seinen befehlenden Schaffensdrang zu betrachten. Oft hatte er vergessen, daß zu dem Garten nur eine Pforte führt. In dem Garten besaß er einen still köstlichen Brunnen, daraus er jeden Morgen Kraft und Güte sich eingetrunk, er hatte ihn für unverfügbar gehalten, und nun war er verdorrt. Das Glück in seiner trauesten Form, der holden Gewohnheit, das sich immer gegenwärtig, lächelnd und selbstverständlich gab, oft kaum geachtet und nun plötzlich, weil vergangen, nie mehr erreichbar, alles verdunkelnd mit ungeheueren Fittichen, in dessen rauschenden Falten sich alle echten Schmerzen und alles, was Wert war und alles was Seele war, weinend verbargen. Ein Glück, das vergangen erst, zu alles beschattender Riesengröße anwuchs. Es gab nichts

Höheres und dieses Hohe für ihn nur einmal im Leben: eine vollendete Seele, heimisch im vollkommensten Leib und beide immer freudige Erwartung, hingebungs-vollstes verstehendes Erstaunen für alles, was seine reiche Natur bot. Was hatten ihm denn all die anderen Frauen gegeben, denn Lust! Sie ist viel, ja. Alle zweifelnden Fragen hatten da ein Ende, wenn Natur mit mächtigster Stimme ihre Zustimmung gegeben hat. Und doch, es ist nicht das Höchste. Nein, das Höchste ist, im Leben einen Menschen gefunden zu haben, vor dem ein großer, starb-beschwingter Geist manchmal scheu erbeben kann. Das war diese wundervolle Frau, sein totes Weib, das dalag, gehüllt in ein weiches, weites, weißes Wollgewand, golden und hell anzusehen, wie eine nordische Frühlingsblume unter dem fremden südländischen Himmel. Und dies war nicht nur jene Ehrfurcht, dieses schließliche „heilig, heilig“ vor allem Bestehenden, vor allem Menschlichen, es sei, was es sei. Nein, es war jene reine, köstlich duftende, weiblich mütterliche Atmosphäre, die den Mann hob, besserte und ihn unversehens himmelhoch über die Welt dort vor den Toren hinaus hob. Das war es. Nur das war es. Sie war die ewige Altarflamme seiner höchsten Kunst. Von ihr lernte er die Fesseln des beschränkten Selbst zu zerbrechen und war durch die Erleuchtungen dieses geliebten Du in gottvollste Regionen der Kunst geflogen. Sie ward ihm Vermittlerin frischester Offenbarungen der Gottheit. Wie oft war sie Auge, wo er nur Hand war, und immer sah er ihre schlankte Gestalt am Ufer wandeln, wenn heiliger Schaffensdrang ihn oft in allzukühne, allzuferne Meere seines Wollens mitriß und er nur dräuende, kaltrachige Riesengewogen um sich treiben sah. Und immer wieder hatte er sie sich erkämpfen müssen, wenn die Neider und Streithänse seines

Landes mehr oder weniger offen ihn wegen der fremden Frau angegriffen hatten. Manches Abelwollen hatte ihn auch um sie leiden gemacht, aber wie viel heiliger waren die Freuden, die sie ihm in verschwenderischer Überfülle bot. Der Schmerz überwältigte ihn, daß er ihr den Dank hiefür nicht mit derselben glühenden Inbrunst abgestattet hatte, wie sie ihre irdische Liebe zu ihm oft unter Tränen und Entsagungen zu einer göttlichen Leidenschaft erhöht hatte. Viel, viel mehr hätte er ihr opfern müssen. Es war das in vielen Künstlerleben sich wiederholende peinigende Gefühl, daß zuviel an Kraft sich in der Kunst verströmt hat. Der Schrei nach: mehr Leben! Er war eigentlich ein leichtsinniger Schwärmer gewesen und hatte sie oft Monate lang allein gelassen. Wäre er nicht ein solch streberischer Selbstfüchtling gewesen, hätte er ihr sein herrliches Vaterland gezeigt, daß sie nicht länger eine Fremde darin sei! Welches ist der grausame Gott, der den Menschen die Augen verbindet, daß sie ein ungestörtes, dauerndes, höchstes Erdenglück nicht sehen können, oder sollte es eine böse rachfüchtige Gottheit geben, die solches wie eine Lästerung der Freuden des Paradieses empfindet und sühnt?

Er kniete vor der geliebten Leiche nieder, bedeckte ihre kalte Hand mit tausend Küssen jenes unsäglichem, weil nicht reuelosen Schmerzes und durchslog in Gedanken noch einmal alle Gemeinsamkeiten in Leid und Freud, seit ihrer Einführung aus Torgül, die Eindrücke der langen Seereise, ihr Erstaunen über das märchenhafte Venedig, ihre schwere Gewöhnung an sein Haus und Land und genoß auß neue tausend tägliche Winzigkeiten des Glückes, die ihm jetzt strafende Augen machten, weil sie viel, viel mehr sein wollten. Der laute Jubel bei der Geburt seines Sohnes durchrauschte nochmals die Räume, wo jetzt ihre weiße

Leiche lag. Dann durchlebte er wieder die Zeiten seines schwersten Kunstingens, qualvollsten Arbeitens an der Formung des Ausdruckes eines stets wachsenden Selbst, an formlehzender Umarmung einer ganzen Welt bunter Erscheinungen, kaum gedacht der weltlichen Ehren, die ihn einst beglückt und aus denen er Nahrung seiner Selbstsucht gesogen. Voll Wehmut nagten all die kleinen Rücksichtslosigkeiten, Handlungen des tyrannischen, schrankenlos hingeebenen Künstlers an ihm, alles, alles hätte er darum gegeben, vieles ungeschehen zu machen, wenn er ihre großen erschreckten Kinderaugen glänzend in kommenden Tränen nie gesehen hätte.

Da lag sie nun, weißer als alle seine Gedanken, das Opfer eines gemeinen schurkischen Racheaktes, hingestreckt vom Rainswillen des bösen Prinzips der Erde, lag da mit einem lieblich kindlichen Lächeln auf den schwellenden Lippen, als ob sie den allerschönsten Liebestraum weiter-spönne, lag da, wie wenn sie vor Schönheit und Glück gestorben sei. In ihren Zügen waren keine Spuren eines häßlichen Todeskampfes, in ihren Wangen waren keine Furchen eines gefräßigen Leidens. Vielleicht hatte die Sterbende ihm noch einmal alle Schönheit der Erde verkörpern wollen.

O anmutsvollster, unsterblicher Anblick! Wer kann es sagen, ob nicht ein Teil jenes Willens, der die Lebendigen unablässig zügelt, nach dem Tode freiwillig im Körper bleibt? Wer kann sagen, was an Seele in einem Toten und wie lange sie daselbst zurückbleibt. Sicher hatte sie den Geliebten auch im Tode nicht vergessen. Auch den Künstler in ihm hatte sie nicht vergessen. Sie wußte, daß sie es war, die seinen Kunstwerken ewiges Leben gab.

Er brach neben der Bahre zusammen und mußte lange weinen wie ein Kind und trocknete die Tränen nur, um

die geliebten verklärten Züge näher und deutlicher sehen zu können.

Da war ihm plötzlich in der erstarrten Entrücktheit des Betrachtens, als käme in das bleiche Gesicht ein leichtes rosiges Gewölk blutvollen Lebens zurück, als ob der Tod in Mitleid mit seinem Opfer ihm letzte Lebenszeichen gönne. In ihm keimte die wahnsinnige Hoffnung, daß es nur ein Scheintod sei. Oder war es ein Geist, schwebend zwischen Leben und Tod von den himmlischen Richtern gesendet zu den Überlebenden, um aus Trauer und Tränen dieser auf Wertgrad und Güte der Toten zu schließen, oder um den Trauernden Trost aus seliger Höhenwelt zu bringen. — — — Nein, diese unendliche Liebe des Weibes und der Mutter konnte nicht mit dem letzten Herzschlag erloschen sein! Nein, solche Kräfte können sich nicht mit einmal verlieren im Weltenraum, sie müssen irgendwo schweben, wo denn anders aber, als wo die Seele es wollte. Eine Liebe, die bereit war gegen ganze Welten den Kampf aufzunehmen, konnte keine Gegner haben im Weltenraum.

Immer heller, überirdischer glänzten seine Augen. Vielleicht war ihre Seele vor einer Weile aus dem ersten Schummer einer ewigen Ruhe erwacht und es war ihr in den Sinn gekommen, daß es dort unten auf der Erde noch etwas zu verrichten gab, bevor sie eingehen konnte zum ewigen Leben, und so war sie den weiten Weg zurückgewandert, war jetzt zurückgekehrt und rief ihn aus der Nacht. Ja, ja, all dies mußte einen höheren Zweck haben. Er glaubte, er glaubte. Es war etwas ganz Großes gegenwärtig, das ihn zwang und blitzartig, wie eine Erleuchtung wußte er, was er noch zu tun hatte. Es war da noch ein Werk zu tun.

Dann rief er seine Diener herbei:
„Zündet die Kerzen an im Saal!“

„Alle, Herr, alle dreihundert?“ fragten sie.

„Ich sagte, alle!“

Dann ging er hinauf in den Malersaal, dreihundert Flammen lebten und knisterten da. Die Wände wurden durch hohe versteinerte Pinienstämme gebildet, düster säulenartig standen sie nebeneinander und streckten ihre starren Äste bis mitten in den Raum, als sei es wildes Geweih vorzeitiger Riesenhirsche. An den Wänden hingen Waffen, Kunstwerke und Seltsamkeiten aus manchen altertümlichen und exotischen Kulturen. Seidene persische Tücher lagen auf den Stühlen, seidene arabische Gebetteppiche auf den reicheingelegten Eichendielen, Damaszener Goldgefäße standen umher und ein schwerer gebauchter Schrank war voll mit ägyptischen und römischen Tonwaren.

Vier schwarzgekleidete, schwarzlockige Knaben brachten die Bahre herein und stellten sie inmitten des brennenden Lichtmeeres auf.

„Nun geht schlafen, Leute!“ sagte er tonlos zu den Pagen, die stumm und gebeugt an den Türen standen. „Geht schlafen, es ist hohe Zeit. Laßt mich allein, bei der Totenwacht!“

Die Tote lächelte, lächelte noch immer Hoffnung auf ein ewiges Leben. Wie ein Wunsch stand es drinnen zu lesen. Und er verstand ihn, besser vielleicht, als manchen im Leben. Sie, die lebendig kein anderes Begehren hatte, als lautlos in Schönheit zu beglücken.

Dann nahm er seine Pinsel zur Hand und begann fieberhaft, hingerissen, in immer sich steigender Verzückung, die ihm überirdische Gedanken und Kräfte verlieh, zu arbeiten. Er malte wie im Fieber und betete manchmal mit den Geistern ringend, flehend, flehend, Dank sagend, Tönen horchend, höher steigend — —

Endlich ließ sich der Märzorgen

auf scheuen Fittichen vom Himmel herab. Die Kerzen verlöschten allmählich. Der Maler trat taumelnd einige Schritte vom Bilde zurück. Es war ein Kunstwerk ohne gleichen. Ein Lobgesang des schönen Todes von hinreißender Beredsamkeit, dieses Lächeln, das zwischen den Geheimnissen der Erde und des Himmels umherirrte, war nicht anders als mit kaum deutbarer Inbrunst zu betrachten. Der Maler selber mußte sich beugen vor der Gottheit, die ihm in dieser begnadeten Nacht den Pinsel geführt.

Er ließ alle Pagen kommen und rief ihnen zu:

„Schafft Rosen!“

Sie brachten weiße Rosen in vielen Körben und bestreuten den Saal, bestreuten alle Zimmer und bestreuten die Gänge.

„Schafft mehr Rosen, schafft ein Meer von Rosen!“ befahl Valerio und sank erschöpft in einen Stuhl.

„Bringt Rosen,“ bedeckt damit die Treppen, bedeckt die Gassen und ladet alles Volk und alle Edlen Venedigs zur Totenschau,“ sagte er dann mit erhobener Stimme.

Und herbeiströmte alles Volk Venedigs und alle weinten leise, als sie von hinnen zogen. Es war da etwas, was es sonst nicht gab. Das leichtfertige Volk Venedigs fühlte das und weinte.

Sie drängten nach in großen Massen und es waren auch viele unkenntliche vermummte Gestalten darunter.

Da trat plötzlich Valerio in den Saal, trat in den scheu um die Tote freigelassenen Raum, herrlich war er anzuschauen im Schmucke seiner braunen Locken, angetan im Goldwams und Degen eines Königs.

Eine hohe Freude verklärte sein Antlitz, als er also sprach:

„Freunde, es ist ein Abschied, zu dem ich euch beschied. Zum heutigen Fest und Feier dürft ihr sie einmal sehen.

Nie zeigte ich sie euch, arme Freunde. Nun sage ich's euch, sie war eine Königin, und ich wollte dies allein nur wissen, wollte sie allein nur kennen. Arme Freunde, nie saht ihr sie im Leben, doch nicht würdig wart ihr ihres Anblickes, auch ich war es nicht immer und verstand sie auch nicht immer. Erst jetzt komme ich näher zu ihr. Freunde, seht nur, wie sie lächelt. Wohl saht Ihr Rosen um der Schönheit willen sterben, sie gleichen fürwahr edlen Frauen und bewahren den keuschen Duft der Erscheinungen. Sagt doch selbst, saht Ihr je ähnliches? Leise hebt sie die goldenen Wimpern, leise bewegen sich die halbgeöffneten Lippen, sie haben ein letztes Lebewohl vergessen und können es nicht mehr sagen. Ganz andere Worte dringen zu mir. Ich höre sie mit dem Herzen, es ist das holde Lied, das die Mägde im Lenzmund auf Torgül einst sangen in jener süßen hoffnungsbangingen Zeit. Hör' mir ich die süße Weise. Mild versöhnend klingt sie so traut. Heller wallt sie, umrauscht mich mit zauberischem Weben. Nur ihr will ich lauschen, will sie nur trinken — — —“

Die Menge hörte dieses verzückte Gestammel mit angehaltenem Atem, auch jetzt erhob sich seine Stimme nicht lauter, erklang nur widerwillig stockend an das Böse rühren zu müssen, in dieser Stunde, an diesem Ort:

„Marchesa Savelli, auch ich fand deinen Frank und habe ihn geschlürft im verdürsteten Fieber der letzten Nacht. Ich danke dir dafür. Wissensreicher wurde ich durch ihn. Niemals dachte ich an den Tod, ich währte ihn häßlich. Doch seht nur Freunde, seht doch selbst, so kann nur erhabenstes Glück lächeln. Kniet nieder und lernt andächtig: so schön ist der Tod! Lehrt Königin Linde uns nicht das Leben hassen? Welt, du schlammiges Tal für Gift und Schlangen, letzte Reinheit zu erlangen, fliehe ich aus dir!“

Da klang seine Stimme verklärt, wie himmelwärts aufstrebender Geigengesang.

„Ich komme, Geliebte, zu deines Lächelns huldvollster Quelle, will ewig dienend um dich sein. Will vergehen an dieser Liebe. Du breitest deine weißen Arme aus — — — fasse mich, auf ewig. Nun steig ich auf, fliege dir entgegen, werde Hauch, entrücke aller Schwere, entschwebe diesen traurigen Tälern — — — Zu dir! — — —“

Er trat zu der Toten, umschlang sie und bettete sich sanft zu ihr. Dann folgte ein kurzer zuckender Todeskampf.

Das Volk sah und hörte regungslos mit innerlichem Blutvergießen. Jedes Herz verlor mit jedem Schlag einen Tropfen seines besten Blutes und es war ein verhaltenes Schluchzen unter ihnen, nicht so sehr über das Sterben im Saal, sondern alle weinten sie über sich selbst und über diese armselige, verwaiste, in Sünden und Schmutz gefesselt zurückbleibende Welt.

Als die Liebenden still lagen, hörte man einen dumpfen Fall. Die Diener trugen eine dritte Leiche hinaus.

* * *

Als Egon mit seiner Erzählung zu Ende war, blieb es zunächst lange still um die beiden, nur Sonnenstäubchen knisterten in der langsam vergehenden Sommerhitze. Dann knallte plötzlich ein Streichholz auf. Der junge Mann zündete sich eine Zigarette an, es schien nur, um dadurch irgend eine Bewegung, einen Laut hervorzurufen, da die Zuhörerin immer noch schwieg.

Er wartete.

Da sagte sie vorsichtig: „Es wurde dann doch schön, Egon, ich danke Ihnen. Die Schönheit begann dort, wo der Leib aufhörte, wo die Seele anfängt — — — Sie haben sich ja förmlich in Begeisterung gesprochen — — —“

„Nun das freut mich wirklich,“ sagte er etwas bitter, „daß Ihnen die Seele dieses mittelalterlichen Malers irgend ein Interesse einflößen konnte, sonst kummert Sie die Bedrängnis von Männerseelen augenscheinlich sehr wenig.“

„Aber Egon, pfui, wie Sie mich wissentlich verkennen, nur um — — — na — — — es steht Ihnen nicht, ich verhülle mein Haupt. Aber Sie müssen es doch zugeben, es hat eine Gefahr mit den Märchen für Erwachsene. Nämlich, es muß schön sein und wenn das Märchen auch in einem Sumpf bei Fröschen beginnt, so endigt es gewiß in einem goldenen Königssaal bei einer engelsschönen Königstochter mit Prachtgewändern aus Goldbrokat.“

„Ich habe nicht ein einzigesmal Goldbrokat gesagt,“ warf er schmallend und gekränkt ein.

„Aber fast,“ entgegnete sie. „Im übrigen sagte ich schon, daß es mir gefallen hat. Aber um zum Thema zurückzukehren. Es gibt für die Schönheit keinen Zwang und keinen Befehl. Oft ist sie besonders spröde und stellt sich dort erst recht nicht ein, wo alle Grundbedingungen vorhanden wären. Sie kann nur natürlich emporkwachsen, wie die Lilie eines Morgens strahlend aufbricht und weithin ihren Duft entsendet, die gestern noch unter unscheinbar flaumiger Haube schlief. Plötzlich ist sie da. Keiner weiß, woher sie kam. Überraschen muß sie, um überwältigend zu sein. Und das eben war in Ihrer Erzählung, wie der Maler plötzlich seine bis dahin eigentlich schlummernde Seele entdeckte und dieser Entdeckung nach in den Tod stürzte.“

„Ja, ich verstehe, es ist so, wie wenn man im Frühling unter häßlichem angefaulten Blätterwerk kindisch ungeduldig nach Veilchen sucht und wenn wir plötzlich eines finden, kommen uns Tränen in die Augen. Wie oft versteckt sich wahre

Schönheit zwischen Dummheit, Laster und Schmutz der Gassen. Und wie erschütternd wirkt sie gerade dort. Aber, warum haben Sie mir eigentlich erlaubt ein Märchen zu erzählen, Frau Liselotte?“

„Es interessierte mich, wie Ihnen rosenfarb steht, es war etwas Neugierde dabei, man will sich doch schließlich kennen lernen.“

Er lachte auf und lenkte ab:

„Es war übrigens noch ein ungünstiger Umstand gegen mich: man sollte Märchen nur im Winter erzählen. Der Sommer ist ohnehin reich genug, der ist nicht darauf angewiesen. Man braucht ja nur in die wehende Mondnacht hinauszugehen, verliebt zu sein und ist schon im Märchen!“

Liselotte verzog den Mund: „Sie sind doch ein übler Patron, Egon, man müßte Ihnen gegenüber eine bedeutend strengere Tonart einführen.“

„Im Gegenteil, Frau Liselotte, ich unterwerfe mich doch bedingungslos Ihrem bewährten Feldherrngenie, immer wenn die Armee zu meutern anfangen will, beschäftigen Sie sie, in einer Art, daß sie eine Weile ihre Knechtschaft vergißt. Ich, zum Beispiel muß erzählen. Ihre Augen warten, und ich kann einfach nicht anders, schon erzähle ich und bin vorläufig unschädlich gemacht. O, Sie wissen schon, wie Sie mit Ihren Anbetern umzugehen haben.“

Sie lachte und knirschte leise mit ihren kleinen weißen Zähnen.

Er fuhr plötzlich ganz ernst werdend fort: „Aber ich bitte, Frau Liselotte sagen Sie mir doch, wissen Sie denn wirklich nicht, was ich mit dem Märchen sagen wollte? Glauben Sie nicht, daß das da drinnen aus etwas anderem Stoff gemacht ist, als das da draußen. Glauben Sie nicht, daß es Menschen gibt, bei denen sich das Herz ganz besonders zurückzieht und in fast strafbarer Scham versteckt?“

Haben Sie denn nicht ein wenig Vertrauen zu mir bekommen? Wollen Sie es nicht ein wenig ernstlicher mit mir versuchen?"

„Vielleicht — — —“ hauchte sie, kaum hörbar.

O, Ihr seid wirklich schrecklich, niemals gebt Ihr volle Klarheit, Ihr interessanten, reizenden Frauen, Ihr seltsamen, ange-

beteten, über Gebühr erhöhten Frauen, Ihr göttlichen, süßen, geheimnisvollen Frauen, die Ihr immer wortbrüchig und immer so voll trügerischer Überraschungen seid. Und doch kommt man nie über Euch hinweg. Nie — — — ja ich glaube überhaupt, das ist nicht nur das Ergebnis von heute, sondern jedenfalls meiner Weisheit letzter Schluß.“

Totenmaske (1914)

Es war ein Scherz nur — ich weiß, ich weiß —
du starbst ja noch nicht, die Maske weiß,
die Maske aus Gips, sie nahmen sie nicht
von eines Toten bleichem Gesicht.

Im Scherz, ja im Scherz nur ward sie gemacht,
hat niemand dabei an's Sterben gedacht.

Und doch — wenn fachte ich mit der Hand
die Wange berühre, so weiß wie die Wand,
so weiß und bleich, so bleich und so kalt,
dann faßt mich ein Grauen mit finst'rer Gewalt,
und heiß und ringend in bitt'rer Not
flüstert mein Mund: Du bist tot, du bist tot. —

Die ihr mit dem Tod euch zu spielen vermeßt,
ihr habt nicht heiß eure Lippen gepreßt
auf dieses Bildes schneeweißen Mund,
wie ich jetzt tue Stunde um Stund'.

Ihr seid so sorglos und scherzt und lacht —
hat niemand von euch an's Sterben gedacht?

Es kommt, es kommt mit finst'rer Gewalt,
was heiß noch hebe, wird starr und kalt.

Es spielt ein Zug so unendlich wund
um dieses Bildes schneeweißen Mund:

Wer hat ihn erkannt, wer hat es geahnt? —
Mich hat er an Tod und Sterben gemahnt.

Gerda Mieß

Die zehn besten Bücher

Von Dr. Béla Révész

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika pflegt man in Zeitschriften an die Abonnenten allerhand kuriose Fragen zu stellen. Die Antworten werden gesammelt, ihre Majorität entscheidet die Frage. Unter nutzlosen, ja manchmal albernen und der Entscheidung gar nicht zugänglichen Fragen, wie z. B.: Wer war der größte Tyrann der Weltgeschichte? oder: Wer war der unglücklichste König? oder: Wann wird der letzte Weltkrieg aufhören? oder: Wann geht die Erde zugrunde? —, kommen auch nützliche oder wenigstens vernünftigeren Fragen auf den Tapet, deren Beantwortung dann allerdings in rein nordamerikanischem Sinne zu erfolgen pflegt. Solche Fragen sind: Wer war der größte Dichter? Welche Erfindung kam der Menschheit am meisten zugute? Wann hörte Barbarei auf und wann begann Zivilisation? und dergleichen mehr.

Wir wollen hier dieser amerikanischen Sitte folgen und untersuchen, welche zehn Bücher die besten der Weltliteratur sind, und zwar nicht die besten im Sinne eines einzelnen Menschen, mit einem seiner Natur nach notwendig spezifischen Geschmacke, sondern jenem Einfluß entsprechend, den die zu erwähnenden zehn Bücher auf die ganze Kulturmenscheit ausgeübt haben. Auch wollen wir hier nicht sagen, dieses oder jenes Buch erscheine uns am wertvollsten, weil es uns gefällt, sondern wir wollen bei jedem der zu erwähnenden Bücher den Grund unserer Wertschätzung, noch besser der allgemeinen Wertschätzung angeben.

1. Homer's Werke zuerst. In einem kleinen Buche, welches sich in Taschen-

format auf jeden Spaziergang mitnehmen läßt, ist eine ganze Welt niedergelegt, mit Göttern, Menschen, dem ganzen Fühlen, Wissen und Wollen einer Nation, die als breiteste Basis jeder später kommenden Kultur gelten muß. Alles Große und Ehre, alles Tiefe und Weisheit ist in den beiden Heldengedichten des blinden Sängers vorhanden. Auf diesem Piederstalt baut sich das ganze Griechentum auf, mit seiner so logischen Religion, seiner einzigartigen Philosophie, auf welche eine jede andere, auch spätester Zeiten, zurückblickt. Alles, was den armen Erdenwurm quälen und einschüchtern kann, Liebe, Haß, Eitelkeit, Hochmut, Treue, Tapferkeit, Grausamkeit, Alles, Alles ist in dieser homerischen Welt beisammen. Und spätere Dichter und Denker haben es als Ehre angesehen, ihre Gedanken und Formen aus dieser beinahe 3000 Jahre hinter uns liegenden Welt zu schöpfen.

2. Die Bibel! Unzählige Geschlechter haben aus diesem Buche Trost und Hoffnung geschöpft, aus diesem Buche, welches ungezählten Millionen das Buch, das einzige Buch bedeutete, in welchem sie ihre Auseinandersetzung mit den unbekanntem Urgewalten fanden und Stellung nahmen zu den großen Mysterien des Lebens und des Nichtseins. Nicht umsonst wurde die Bibel in den allermeisten Sprachen und Ländern so wie kein anderes Buch verbreitet.

3. An der Schwelle der Neuzeit, noch lange bevor die sogenannte Neugeburt der Wissenschaften und Künste dämmerte, erschien, wie ein herrlicher Stern in finsterster Nacht, die „Comedia“ des einzigen Dante, von seinen Zeitge-

nossen die „göttliche“ benannt. Was Homer's Werk für das X.—IX. Jahrh. v. Chr. war, das bedeutete Dante's Epopöe für den Schluß des Mittelalters, mit einem Unterschiede: Während der Grieche seine Welt schilderte, so wie sie war und wie sie ihm gut schien, klagte der Italiener seine Zeit und ihre sozialen Kräfte an. Vom politischen Hader seines Landes angewidert, von glühendem Haffe für die Ungerechtigkeiten des Papsttumes beseelt und in dieser Beziehung geradezu ein geistiger Vorfahre Luthers, von der Falschheit der zu Italienern gewordenen germanischen Barbaren angeekelt, rief er die Gesamtheit seiner Zeitgenossen vor ein Gericht, grausiger und großartiger, als es je von Pfaffen erdacht werden konnte, verdamnte die Schlechten in eine von ihm erdachte, alles bis zu und nach seiner Zeit an Großartigkeit übertreffende Hölle, verurteilte die Besserungsfähigen zum Fegefeuer und belohnte die Guten mit allen Freuden des himmlischen Paradieses. Und wenn man mich fragen sollte, welches Dichterwerk ich als das beste sämtlicher Zeiten und Nationen nennen könnte, so würde ich ohne Zögern sagen: Dante's Divina Comedia.

4. Dann kam der große Shakespeare. War er Dichter? Trotz poetischer, süßsentimentaler Qualitäten war er im Dichten, d. h. im Finden, im Erdichten nicht besonders groß, im Gegenteil, der größte Teil seiner Werke hat Szenen aus der römischen und englischen Geschichte zum Vorwurfe, manche seiner Dramen schöpfen den Stoff aus mittelalterlichen Sagen und Erzählungen. Also was macht Shakespeare zu einem der Größten? Das, daß er den Menschen kannte, wie kaum jemand, daß er das Seelische erforscht hatte und uns so vorführt, daß wir erschüttert vor uns sehen, was für uns immer das Interessanteste, das Packendste sein wird: uns selbst. Seelenforscher ist

Shakespeare, wie keiner es war und wenn wir immer zu ihm zurückkehren, gebannt von seinem Zauberblick, so geschieht dies, um unser eigenes Spiegelbild betrachten zu können.

5. Nun kommt Cervantes. Die zwei Haupt-, man kann sagen, die zwei einzigen Strömungen der Menschheit sind in seinem Meisterwerke niedergelegt: Der blinde, himmelfürmende und deshalb zumeist für lächerlich geltende Idealismus und der ruhige, satte, gut schlafende und deshalb die meisten Anhänger zählende Materialismus, jener durch Don Quijote, dieser durch seinen Diener Sancho Panza gekennzeichnet. Dazu kam noch etwas. Das spanische Mittelalter reicht tief in die Neuzeit hinein (und ist auch noch heute nicht ganz ausgestorben). Da kam ein hiederer Soldat, der die Welt gesehen hatte und als gutbürgerlicher Steuer- einnehmer sein Leben beschließen wollte, und sagte trotz Hochmutes der spanischen Könige, trotz Conquistadoren und trotz Inquisitorentum: „Die alte Welt ist hin, werfet das fahrende Rittertum zum alten Eisen, die Welt ist groß, gehet hinaus, sehet um Euch um, arbeitet und erwerbet Erfahrungen. Dies macht unser Land groß.“ Er verlangte im politischen und praktischen Leben seines Landes das, was Descartes in der Wissenschaft gefordert hatte: Keinen Eisch, Aufräumen mit den alten, verrosteten Ideen.

Sein Land hörte ihn nicht und deshalb ist es noch heute ein in seiner mittelalterlichen Romantik eingesponnenes Stück Orient im weitesten Westen Europas.

6. Während Cervantes es für nötig hielt, sein Land aus dem Traume des mittelalterlichen Rittertumes zu erwecken, war dieser Vorgang in England schon längst vorüber. Dort war ein durch französische Normannen verfeinertes, aber immerhin tapferes, drausgängerisches Kelten- und Germanentum zu einem an

Streben und Willenskraft einzigen Volke verschmolzen, welches schon längst mit dem Mittelalter gebrochen und die Aufgaben der neuen Zeit verstanden und in Angriff genommen hatte. Entdeckungen und Erfindungen, eifrig gehütete parlamentarische Rechte und praktisches Erfassen der Wirklichkeit hatten schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts das englische Volk als erstes in die Arena der modernen Völker eingeführt. Aber an diesen politischen und sozialen Kämpfen waren auch einem scharfen Beobachter jene Härten und Ungerechtigkeiten, jene Zerrbilder und Grotesken aufgefallen, welche nirgends fehlen, wo der Mensch gegen den Menschen kämpft. Statt nun darüber eine pessimistische Philosophie aufzustellen, beschrieb Swift in seinen „Reisen Gulliver's“ die Torheiten, Albernheiten, das kleinliche und lächerliche Gebaren in solch' einem satirischen, die Wahrheit treffenden Tone, daß sein humorvoller Roman für alle Völker und alle Zeiten geradezu typisch sein wird.

Allerdings muß man das Original oder eine gute Übersetzung lesen, nicht aber die für die Jugend hergerichteten Ausgaben des Buches, in welchem nur die Abenteuer Gulliver's, nicht aber die köstliche, philosophisch-satirische Seite zu finden ist.

7. Nun folgen Moliere's Lustspiele. Warum diese? Weil sie die ewig-unveränderlichen Schwächen und Laster des Menschen in einer für alle Völker und alle Zeiten typischen Weise schildern. Der Geizhals ist so und nicht anders bei Hindu's und Eskimos, bei den Römern und heute. Der mit dem angeborenen Hahnreitem Behaftete, der Hypokrit, der verschmitzte Bediente, der Hypochonder — alles urewige Gestalten, gestaltet durch die geniale Intuition dieses immer melancholischen Schauspielers.

8. Ist es notwendig in einer deut-

lichen Zeitschrift von der Bedeutung des „Faust“ zu sprechen? Jedermann weiß, daß er das unermüdlche Streben des Menschen ausdrückt, daß er die in ein Individuum konzentrierte Menschheit mit ihren Freuden und Sorgen, ihrem Streben und ihrer Unzulänglichkeit ist — ebenfalls eine alle Staubgeborenen aller Zeiten umfassende Epopöe.

9. Als neuntes Werk wäre nun ... hier stockt meine Feder. Was wäre als das neunte Meisterwerk zu betrachten? Zehn wollte ich ursprünglich, wahrscheinlich unbewußt, der runden Zahl halber, vorzählen und — das neunte und zehnte will sich nicht melden. Umsonst denke ich nach, umsonst überfliege ich den Bücherkasten, der Werke der Dichtkunst enthält. Es wären also nur acht? Ja, nicht mehr als acht.

Wenn schon Homer, fragt vielleicht mancheiner, warum nicht Milton's „Verlorenes Paradies“ oder Tasso's „Befreites Jerusalem“ oder Ariosto's „Rasender Roland“? Weil diese, obwohl klassische Werke, nichts Allgemeines, nichts allgemein Menschliches haben. Milton's Werk ist ein kurzer Abschnitt aus der Bibel, von einer gläubigen Seele in Verse gesetzt. Die Gedichte der beiden Italiener sind nichts Anderes, als Heldenverehrung in der Form der Spätrenaissance. Da wären noch die Lustaden des Camoes vorzuziehen, die die Heldenzeit eines ganzen Volkes schildern.

Und wenn die Bibel, warum nicht den Koran und die heiligen Bücher der Hindu und der Chinesen? so dürfte mancher fragen. Die Bücher dieser Asiaten enthalten herrliche ethische Weisungen und auch im europäischen Denken verewigte philosophische Anschauungen. Aber zeigt mir das Buch, das wie die Bibel Urgeschichte, Menschenringen, einheitliche Philosophie, höchste Ethik wie in den Propheten und dem neuen Testamente,

und die besten poetischen Blüten wie im Hohen Liede enthält. Höchstens könnte man der Bibel, wenn nicht gleich-, sondern nur nachstellen die „Nachahmung Christi“ von Thomas a Kempis, ein Erbauungsbuch, welches in seiner rührenden Schlichtheit ungezählten verlassenen und gequälten Seelen Trost gespendet hat, ohne der Philosophie und der Ethik der Bibel auch nur in Spuren zu folgen.

Und wenn schon Dante, warum nicht Petrarca und Boccaccio? Ganz richtig ist der letztere der Schöpfer der modernen italienischen Prosa und der erstere der süße Sänger der Liebe; aber wo bleibt bei ihnen das Welten, Menschtum, Philosophie und Ethik umspannende Feuer Dante's?

Ist es nicht Unrecht, so höre ich fragen, neben Shakespeare nicht Sophokles, Corneille und Racine, ferner neben Molière nicht Aristophanes zu erwähnen? Meines Erachtens nein. Denn Sophokles war trotz seines herben Ernstes, trotz seines ethischen Empfindens doch nur ein Dichter einer zeitlich beschränkten Heroenzeit und über seinen Helden schwebte die Moira, das unerbittliche Schicksal. Unserer Auffassung nach aber war an ihm nichts Universelles, die ganze Menschheit Betreffendes. Außerdem wissen wir, daß das angeborene, anerzogene und errungene Ich das Schicksal eines jeden Menschen ausmacht. Auch Aristophanes bekämpfte in seinen satirischen Lustspielen die Auswüchse seiner Zeit, ohne das allgemein Menschliche näher berührt zu haben. Und auch Corneille und Racine

sind Schilderer von Menschen ihrer Zeit. Der erstere charakterisiert, wie Menschen sein sollten, der letztere, unserem Geschmacke näher, wie sie sind.

Auch Lope de Vega und Calderon de la Barca, besungen im orthodoxen Katholizismus und in den eingeleisteten mittelalterlichen Ehrbegriffen, sind eher dramatische Erzähler als Gestalter. Shakespeare am nächsten durch seine Psychologie und durch seine Kraft der Gestaltung ist Hebbel, ohne jedoch die Universalität des Engländers zu erreichen.

Und Schiller? Im Wallenstein, in der Jungfrau von Orleans, in Maria Stuart, im Tell hat er unbergängliche Gestalten einzelner Menschen geschaffen, aber die Menschheit in einem Menschen, wie Goethe in seinem Faust, liegt Schiller's Muse ferne.

Auch Ibsen, Björnson und Strindberg sind zu sehr mit Einzelfragen beschäftigt, als daß sie hier in Betracht kommen könnten. Ein einziger moderner Dramatiker, Chegaray, kommt in seinem „Großen Galeoto“ dem shakespeareischen Niveau nahe.

Und wo bleiben die Abrigen, die süßen Sänger der Liebe und Freiheit, die großen Dramatiker, die Erzähler, die Ritter aus Phantasieland? wird mancher entrüstet ausrufen. Sie ergözen und erschüttern noch heute und werden es tun, so lange es empfindende Menschen geben wird, aber die höchsten unter den Großen sind sie nicht, denn sie haben sich an den einzelnen Menschen, nicht an die Menschen gewendet.

Die neue Teilung der Erde.

Hattest du einstens schlecht geteilt,
so teiltest du heut' nicht besser.
O Zeus, du hast dich übereilt,
man streitet sich bis auf's Messer.

Trotz europäischer Kultur
kann nimmer Friede werden
und wieder hat der Dichter nur
den Himmel schon auf Erden. —

Heinrich Th. Scheiner

Der letzte Mensch

Ein Fragment

Auf einem Friedhof zwischen Grabsteinen schreitet der letzte Mensch.
Er ist krank und müde. Er spricht:

Wie Panther schleichen die Gedanken mir an Sterbetagen,
Wie wilde Tiere leise schleichen durch die Schluchten,
Grausam und nackt und ungeheuer.
Und schauernd kommt ein leeres Fragen,
Will meiner Wünsche blaßes Feuer
Mit scharfem Fange niederwuchten.
An jedem Baume hängen Schleier,
An allen Ecken,
Wie Träume hängen um verwunschne Mauern
Und weh wie Kleider längstverstorbner Frauen.
O schiene irgendwo ein lichter Flecken,
Wo Sterbedämpfe dicht am Wege lauern,
Und keines Menschen Augen freundlich schauen.
Das Sterben grinst von diesen kalten Steinen,
Sein Hauch schlingt sich um meine Hände,
Als wollt es diebisch an den müden Tagen . . .
Ich warte — meine Seele hört ich weinen —
Ich warte — auf mein Ende . . .
Wie Panther schleichen die Gedanken mir an Sterbetagen.

Er hat sich auf einem Grabe niedergelassen und sinkt in tiefen Schlaf.

Chor der Engel:

Wir bringen blaßes Sternenbild und eine warme Schwesterhand
Dir, armes krankes Menschenkind, als letzter Stunde Weltengruß.
Wir sind die Welle mild, die nie ein Sturm fand,
Die Welle ruhgewillt, die ewig wandern muß,
Die Welle niegestillt, in der die Sterne glüh'n,
Und jedes grelle Sonnenbild dennoch ertrinkt. —
Wir sind die Welle mild — die nie ein Sturm fand,
Ein blaßes Sternenbild und eine Schwesterhand,
Wir sind zum Loben nicht und nicht zum Rechten,
Wir steh'n dem Guten bei, verlassen nicht den Schlechten!

Der Sieg (in Gestalt eines Jünglings zu den Engeln):

Ihr seid das Lieben durch die Ewigkeiten,
Seid Mutter mir, wie Vater mir der Haß
Im Aberglauben aller großen Zeiten.
Menschen stoßen stets im Schreiten, .

Und alle die nun hier in meinem Garten liegen,
 Sehen und kennen mich nicht.
 Alle sind auf einen Stein gestiegen,
 Halten über die Erde weit das Licht,
 Rufen suchend — strecken hoch die Hand,
 Und ein Band
 Führt sie zu ewiggleichen,
 Ewigarmen, fernen Menschenzielen.
 Keiner konnt sie je erreichen,
 Keiner von den vielen, vielen,
 Die nun da in meinem Garten liegen. —
 Alle waren sie auf jenen Stein gestiegen,
 Hielten — rufend — hoch das Licht,
 Mancher kannt' vielleicht das Siegen,
 Doch den Sieg, den kennt er nicht.

Chor der Engel:

Wir sind der Lohn, die Frucht und Weihemelodie,
 Wer immer sie gesucht — erreicht sie doch nie!

Engel und Sieg:

Wir sind das Ewige, wie Wolken über dem Meer,
 Das Niegesehene, wie Rauschen hoher Bäume,
 Geheimnißvoll sind wir und schwer,
 Wie wilder Tiere hauchgetragenes Beten.
 Es blühen uns Gestirne, Sehnsucht, Träume,
 Es blühen uns der Offenbarung Quellen,
 Um jenen, die es giert zu uns zu treten,
 Zu heilen die besleckten Stellen.

Der letzte Mensch (erwachend):

Was hör ich? — Hat die Erde ein Singen gestreift,
 Aus der weißen Flamme des Jenseits gewiesen
 Und hat mit den mächtigen Marmorfliesen
 Den Tempel des Schweigens zum Hören gereift?

(Er tritt näher und erblickt die Engel.)

Ha, ihr seid's, ihr buhlerischen Abgesandten,
 Die ihr euch wiegtet in göttlichen Händen,
 Die zu uns kamen, sich von uns wandten,
 Wie es besser schien unser Leid zu verschwenden.
 Nun wird euer süßes Plärren enden,
 Mit dem ihr Menschen locktet aus irdischer Schwere,
 Sie irren liebet in eurer Wahnimmel verzückten Fächern,
 Um sie von lodernden Dächern
 Zurückzustürzen in der Sorge kaltgraue Meere.

Ihr saht sie schwärmend aus den Häusern steigen,
 Ihr Schreiten war vom Sehnen tief gelöst,
 Sahst mit Lämmeraugen sie sich neigen —
 Dann waret ihr nah und euere Brust entblößt.
 Doch griff die gier'ge Hand nach euch mit sehnennden Gebärden,
 Dann wolltet ihr gefangen werden
 Und flogt, flogt über die blöde knieenden Menschen . . .
 Ich bin der letzte Mensch — das Weltlied himmlischer Gefilde
 Ich brauch es nicht — und euere Wahngelilde.
 Die Brücken will ich nicht, die mich in's Nichts verlocken
 Frei geht mein Schritt und nimmer wird er stocken!

(Er geht auf die Engel los. Doch noch ehe er sie erreicht, erschlaffen seine Bewegungen. Der Tod kommt.)

Der Tod:

Durch lange Wanderschaften werd ich laut,
 Durch Opferrauch zieht meine Melodie dahin,
 Durch Gräberwände bin ich aufgebaut
 Und Not und Schmerz der Urbeginn.

Der Mensch (sinkt während dem Folgenden auf ein Grab nieder):

Ich atme schwer; die Sonne scheint gedämpft,
 Gedämpft durch Sommeratem auf den Steinen,
 Gedämpft durch Sommerreihen tiefdurchfurchter Flächen.
 Das Sterben fühl ich, wie es mit dem Leben kämpft,
 In meinen Händen rieselt wehes Weinen,
 Durch meine Augen schwillt ein wehes Stechen.
 Mit Dunkelsaum ist mir die Welt umkleidet
 Und duldet nicht das letzte große Wissen,
 Doch selbstgefunden lieg ich in dem All beschenkt —
 Wie Wirbel die den Strom mit sich gerissen.
 Was totbefruchtet neben mir da leidet,
 Das ist dem Ewigen mit mir verschränkt.

(Der Tod schreitet auf ihn zu.)

So kommst du Ehrlichster gegangen
 Nimm mich und halt mich gut gefangen!

(Der Tod berührt ihn, der letzte Mensch fällt in sich zusammen. Nun ist die Erde frei von Menschen, die Engel drängen scharenweise auf die Erde.)

Chor der Engel (einzeln, zu zweien und mehreren abwechselnd und gesammelt.)

Laßt ihn uns preisen mit heiligen, leisen
 Stimmen den Menschen, der uns hat erlöst.
 Laßt uns auf seinen Steinen ihn bahren,
 Uns den Entwallten dem Tode bewahren,
 Der nun die Erde vom Banne gelöst.
 Laßt ihn uns nennen, Feuer ihm brennen,

Ehrende Feuer zum Danke ihm lohn!
 Frei ist die Erde! — Es werde die klare
 Heimstatt den Engeln! — Liebe sie wahre!
 Das Thor der Veröhnung öffnet sich schon.
 Öffnet die Tänze, windet die Kränze,
 Freude die Herzen uns rascher bewegt.
 Frohe Gestalten halten ihr Streben,
 Bringen aus Falten des Himmels das Leben
 Mitten der Erde zu Füßen gelegt.

(Der Abend kommt. Es beginnt zu dunkeln, der Himmel rötet sich.)

Ein Grabstein:

Aus Dunkelgrüften wehtrauerndes Klagen,
 Aus Nebeldüften den Schlummer zu tragen,
 Aus graunden Klüften auf heimlichen Wagen
 Kommt Nacht nun gefahren.
 Kreisend Bewegung, umwoben von Lüften
 Falten des Dunkels Fäden sich, paaren
 Die ersten und grauen zu Strähnen sich, wehren
 Der Sonne purpurne Regung, zögerndes Scheiden.

Ein anderer Grabstein:

Allem was niegestillt, allem was leiden will,
 Leben entquillt.
 Was Leben erhält, undunkelt die Welt.
 Denn in Nächten nur brennt nach Licht uns der Blick,
 Doch es kennt, wen mit Mächten jäh rief ein Zurück
 Zu Mittagsglut und Mittagsglast,
 Siebstunden des Seins, traumtrunkene Raft.

Die Trauerweide:

In Wolken und Wogen von Nebel umronnen,
 In Wellen versonnen, von Wundern umzogen
 Zerschellen die Himmel am nächtlichen Thron.
 Nun hat es begonnen! Durch abendlich Feuchten
 Will's blitzen und flammen, erfunkeln und leuchten,
 Verklärender Strahl haucht überall schon.

Chor der Engel:

Reicht euch die Hände! Schmerzliches Ende
 Des letzten der Menschen uns wieder gebar!
 Ihm sie zu schlingen, bringen wir Ranken
 Epheu und Reben, ihm nur zu danken,
 Der da der Heimat Schenker uns war.

Heimat braucht Scholle! — Wolke, sie wolle
 Himmel, den Engeln die Heimstatt auch sein,
 Kann sie es doch nicht, gebriecht ihr an Erde,
 Was die Stätte bewegt, daß sie Heimat werde.
 Heimlos im Himmel, o welsch eine Pein!

Ein großer Engel zu einem Kleinen:

Laß in den Nächten Blumen uns flechten,
 Streuen dem Toten zum Danke, mein Kind,
 Schmückend ihn heben, umschweben, uns neigen,
 Heut war Erfüllung der Träume uns eigen,
 Weil wir schon langher so himmelsmüd sind.

(Während des letzten Gesanges schreiten die Engel auf den Toten zu, um ihn aufzubahren und zu schmücken. Doch noch bevor sie ihn erreichen, umhüllt ihn eine Wolke, nach einigen Augenblicken wird er in der Luft als Engel sichtbar.)

Der letzte Mensch:

Ewiger Wechsel, Göttergeslechte, füllt und erhält
 Und belebet den Raum. Tag ward zur Nacht uns,
 Gut ward der Schlechte, Wachsein verwob sich in ahnendem Traum.
 Größe der Wandelung, die je bedacht uns,
 Sehen und kennen und fühlen wir kaum.
 Scheiternde Götter, mastlose Segel, kraftlose Retter
 Harren des Wandels erlösendem Schwung.
 Himmel zur Erde fällt, Mensch sich zu Gott gesellt —
 Stunde und Ewigkeit trennt nur ein Sprung.

(Den Engeln sind die Flügel abgefallen. Sie verharren ehrfürchtig knieend, bis der letzte Mensch in den Lüften verschwindet.)

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Erwin Wittstock

Frühlingsmorgen

Schon leuchten grüne Gärten an den Hängen
 und stehen bang, wie oft die Mädchen stehn,
 wenn sie bei dunkeln Geigenklängen
 voll Sehnsucht in den Frühling sehn.

Die Blumen ducken sich und flüstern wieder
 und manchmal huscht ein Wind das Laub entlang.
 In allen Blüten schlummern weiße Lieder.
 In allen Herzen lauscht ein heller Klang.

An manchen Wegen bleibt die Freude stehen
 und blickt in manche Augen tief hinein,
 daß dann die Menschen, wie die Kinder, gehen,
 im Sonnenschein. —

Heinrich Föllich

Politik und Volkswirtschaft

.....

Politische Rundschau

Von Dr. Hans Otto Roth

Hermannstadt, am 18. März 1920.

Die Entwicklung der letzten Jahre hat die Parteigruppierungen in allen Ländern wie die Glieder eines Fächers von links nach rechts verschoben. Die vielen bürgerlichen Parteien von den äußerst fortschrittlichen bis zu den hochkonservativen sind enge nach rechts zusammengedrängt und vertreten nunmehr in erster Linie alle einen gemeinsamen Grundsatz, den der Erhaltung des Privateigentums und der allmählichen, natürlichen Evolution. Die neuen Parteien der Linken weisen die verschiedensten Spielarten der sozialistischen Gedankenwelt auf, vertreten aber ohne Ausnahme den Grundsatz der Vergesellschaftung der Produktionsmittel und damit der Abschaffung des Privateigentums. Was sie voneinander unterscheidet, ist bloß die Methode. Unseren Anschauungen nach führt der Bolschewismus von den Grundsätzen Karl Marx's allerdings weit ab und wird praktisch zum politischen Imperialismus der Wenigen gegenüber der großen Mehrzahl, zur Diktatur der Proletarier an Stelle der unvergleichlich milderen der Kapitalisten. Mitten in diese Zeit der strengen Scheidung der politischen Gruppen des Kapitalismus und des Sozialismus fällt das Entstehen eines ganz neuen Interessentereiches, der sozialen und politischen Schichte der Kleinbauern. Während der Großbetrieb der Fabriken die persönliche Beziehung der Besitzer von industriellen Unternehmungen zu ihren Werkstätten, Werkzeugen und Produkten schon fast ganz aufgehoben und die Arbeit der Kapitalisten vollständig in die Kontors

und die Geschäftsbücher verlegt hat, besteht bei den Bauern noch immer die starke, fast mystische Beziehung zur Scholle, zum Besitz. Die Loslösung des Kapitalisten vom Privateigentum wird also lediglich dessen allgemeines Geschäftsinteresse verletzen. Die Abschaffung des Privateigentums bei den Bauern aber trifft deren ganze soziale Klasse in den Tiefen ihrer Lebensart. So finden wir denn bei den drei großen sozialen und politischen Gruppen der Kapitalisten, Sozialisten und Bauern zwei verschiedene Interessengemeinschaften. Die Kapitalisten und Bauern sind gleichmäßig Anhänger der Aufrechterhaltung des Privateigentums, die Kapitalisten und Sozialisten aber in derselben Weise Vertreter der Großbetriebe. Die Schwäche des praktischen Sozialismus liegt tatsächlich vor allem darin, daß er nicht in der Lage ist, eine entsprechende Lösung des Bauernproblems zu finden. Seinen Anschauungen nach soll der Großbetrieb in der Landwirtschaft aufrechterhalten, bzw. neu geschaffen werden, damit die Bewirtschaftung des Bodens durch landwirtschaftliche Proletarier, durch Arbeiterheere möglich gemacht werde. Diese Lösung ist aber nur in Verhältnissen befriedigend, wo bisher ausschließlich besitzlose Landarbeiter waren und überhaupt kein Kleinbauerntum bestanden hat. Dagegen führen die großen Bewegungen der Landbauern in allen Staaten der europäischen Mittelmächte geradezu zur Festigung des Privateigentums und zum Abbau des Großbetriebes in der Landwirtschaft. Rumänien bietet das beste Beispiel für den Beginn dieser neuen Entwicklung.

In den Wahlen zur gegenwärtigen verfassunggebenden Versammlung ist eine ziemlich große Bauernpartei entstanden, die ein revolutionäres Programm vertritt und deren Hauptforderung die vollständige Aufhebung des Großgrundbesitzes ist. Jeder landwirtschaftliche Arbeiter soll nach ihren Theorien ein inneres Recht auf den Besitz von Grund und Boden haben. Deswegen teilen sie den zur Enteignung gelangenden Großgrundbesitz an die Kleinbauern und landwirtschaftlichen Arbeiter auf und führen damit den gesamten landwirtschaftlichen Betrieb zum System der Kleinbäuerlichen Wirtschaft zurück. Dieses Bestreben findet selbstverständlich die Unterstützung der Sozialdemokraten, weil es revolutionär ist und sich gegen die Großkapitalisten richtet. Grundsätzlich aber ist das Programm der rumänischen Bauernpartei eigentlich antisozialistischer, als das jeder bürgerlichen kapitalistischen Interessengruppe. Es vertritt den Standpunkt des strengsten und in seiner mangelhaften Beweglichkeit verknöchertesten Grundsatzes des Privateigentums und bedeutet grundsätzlich dasselbe, wie die Zurückführung der fabrikmäßigen Arbeitsweise zum handwerksmäßigen Betriebe. Ich bin überzeugt, daß die Sozialdemokratie die Gefahr, die in dem Entstehen und den Grundsätzen der Bauernpartei für sie selbst liegt, klar erkennt. Sie weiß aber genau, daß diese neue politische Gruppe noch keine soziale und politische Konzeption hat und gegenwärtig bloß mit der ganzen gewaltigen Kraft einer neuwachsenden Bewegung den Hauptgegner anzugreifen sucht. In dem Kampfe gegen die Großkapitalisten, die in Rumänien eben hauptsächlich die Bojaren sind, stimmen Sozialdemokraten und Tsaranisten vollständig überein und jede der beiden Gruppen wird später Gelegenheit haben, die eigene politische Arbeit ohne

die andere und zum Teil gegen die andere weiter auszubauen.

Für die bürgerlichen Parteien des rumänischen Staates ist der vorhandene programmatische Gegensatz der revolutionären Parteien von ganz außerordentlichem Vorteil. Das Bauerntum ist noch absolut königstreu, armeefreundlich und im besten Sinne national. Aber es haftet ihm als einer durch den Umsturz emporkommenden sozialen Schichte doch manches an, was von grundsätzlicher Bedeutung ist und für den Staat und die Gesellschaft gefährlich werden kann. Marghiloman hat bei der Kammerdebatte über die bessarabische Bodenreform seine Ablehnung des Gesetzes damit begründet, daß er nicht der Aufteilung des Großgrundbesitzes in Bessarabien widersprechen, aber durch sein Votum auch nicht zugeben wolle, daß durch die Festsetzung einer geradezu lächerlich geringen Ablösungssumme tatsächlich das Recht auf Güterkonfiskation statuiert und damit der Grundsatz des Privateigentums schwer verletzt werde. Wenn man heute von gewisser Seite die Aufteilung des Grundbesitzes fordere, ohne den bisherigen Eigentümern für den Verlust ihres Besitzes eine wirkliche Entschädigung zuzuerkennen, so könne irgendeinmal ebensogut die entgeltlose Konfiskation der Häuser und der Fabriksbetriebe verlangt werden. Eine Änderung in der Besitzverteilung könne durch die gesetzgebende Körperschaft selbstverständlich ohne weiteres vorgenommen werden, doch müsse gleichzeitig auch das Privateigentum der zu Enteignenden dadurch geachtet werden, daß sie eine dem wirklichen Wert des verlorenen Besitzes entsprechende Ablösung erhalten. Diese Äußerung Marghilomans zeigt uns die grundsätzliche Bedeutung der Stellung der bürgerlichen Parteien zu den beiden radikalen Gruppen in jeder einzelnen Frage. Wir stehen heute mitten in einer schweren Krise des

gesamten gegenwärtigen Parlamentes. Die Krise ist daraus hervorgegangen, daß es der Partei der Siebenbürger Rumänen nicht gelungen ist, eine Zusammenarbeit mit der konservativen oder der radikalen Gruppe des Parlamentes in der Weise zu ermöglichen, daß die eine oder die andere Kombination sich als großer Mehrheitsblock des Parlamentes ein gemeinsames und alle Gebiete des Staatslebens umfassendes Arbeitsprogramm gegeben hätte, ohne Sklave einer einzelnen Partei zu werden. Weder die radikale noch die konservative Gruppe war allein stark genug, um die Regierung in der gesetzgebenden Versammlung selbst zu übernehmen. Sie waren beide angewiesen auf die Zusammenarbeit mit den Siebenbürgern, so daß diese die Möglichkeit gehabt hätten, bei gemeinsamer Übernahme der Regierung auf welche der beiden Gruppen immer mildernd zu wirken und dadurch eine ersprießliche und auf einer mittleren Linie liegende Arbeit des Parlamentes zu ermöglichen. Tatsächlich hatte sich die Nationalpartei zunächst für die konservative Gruppe entschieden und General Averescu als deren Vertreter ins Kabinett Bajda aufgenommen. Als es aber Professor Jorga gelang, sich durch einen geschickten Schachzug der Präsidentschaft der Kammer zu bemächtigen und dadurch die Kombination Averescu unmöglich zu machen, ging sie sofort zur radikalen Gruppe über und vertraute deren Hauptwortführern die wichtigsten Ressorts an. Die geistige Beweglichkeit und das politische Geschick der Führer des Parlamentsblockes, Jorga, Lupu und Mihalache drängte die Siebenbürger Vertreter im Kabinett bald ganz in den Hintergrund und entriß ihnen die Herrschaft vollständig. Es ist ein schwerer Fehler der Nationalpartei gewesen, daß sie nicht wenigstens durch Sprecher in der Kammer auf den Gang

der Verhandlungen und damit auf die ganze Richtung der Regierungspolitik Einfluß genommen hat. So bildete sich allmählich ein Gegensatz zwischen der liberalen Partei und den Wortführern des Blockes aus, der von einer Feindseligkeit getragen war, die einen Ausgleich der verschiedenen Anschauungen von vornherein unmöglich machte. Ackerbauminister Mihalache setzte im Ministerrat eine radikale Bodenreform für Altromänien durch und Lupu machte der Arbeiterschaft durch ein Assoziationsgesetz weitgehende Zugeständnisse. Während sich die Verhältnisse im Parlamente aufs äußerste zuspitzten und sich die erregte Stimmung allmählich auch auf die gesamte Bevölkerung übertrug, beschäftigten sich die Siebenbürger mit Parteiangelegenheiten und kämpften untereinander persönliche Intrigen aus. Ihre Unaktivität in der Regierungspolitik aber zog ihnen die Gegnerschaft aller altrumänischen Parteien zu und führte zu heftigen persönlichen Angriffen, die einmündeten in dem Vorwurf, daß die Siebenbürger nicht bedingungslos gute rumänische Patrioten seien und durch die Aufrechterhaltung des Klausenburger Regierungsrates der Vereinheitlichung des neuen Reiches Schwierigkeiten in den Weg legen wollten. Um diesen Angriffen zu entgehen und vor allem ihre Grundlosigkeit zu beweisen, beschlossen sie selbst die Auflösung des Regierungsrates und zogen damit die einzige feste Grundlage unter sich weg, die ihnen diese Organisation politisch tatsächlich noch bot. Der Ausbruch der Krise ist nicht nur die Folge des heftigen Kampfes der historischen Parteien um die Herrschaft, sondern vor allem die Folge des grundsätzlichen Gegensatzes zwischen dem Radikalismus und dem konservativen Gedanken, der im ganzen politischen Leben unseres Staates immer entschiedenere Formen

annahm. Es ist wahrscheinlich, daß die Siebenbürger sich in ihrer zukünftigen Politik der konservativen Gruppe anschließen werden, weil das ihren inneren Neigungen tatsächlich eher entspricht, als das Zusammengehen mit den radikalen Parteien. Auf diese Art werden sie zu sich selbst zurückfinden und ihrer Partei ein bis noch fehlendes allgemein-politisches und hoffentlich auch wieder ein wirkliches Heimatsprogramm geben. Der Radikalismus der Bauernpartei und der sozialistischen Gruppe hat sich allerdings an der Schärfe des Widerstandes, den sie im parlamentarischen Kampfe gefunden haben, außerordentlich gesteigert. Die Veräumnisse der Politik seit November werden sich nicht ohne weiteres wieder gutmachen lassen. Aber die Dinge liegen in Rumänien doch so, daß wir zwar eine radikale, aber verhältnismäßig nur kleine sozialdemokratische Gruppe haben, die noch in den Anfängen ihrer Organisation steht. Die Schlagkraft dieser Partei reicht bei weitem nicht hin, um selbst einen Umsturz herbeizuführen. Der Radikalismus der Bauernpartei aber ist nach einer ganz anderen Entwicklung hin gerichtet. Es wird die Aufgabe der bürgerlichen Parteien sein, die Bauernschaft durch eine energische, aber entgegenkommende Politik, die vor allem in ihren Grundsätzen klar orientiert ist, wieder vollständig für den Staatsgedanken zu gewinnen. Die Isolierung der beiden radikalen Gruppen voneinander wird es möglich machen, den sozialen Frieden zu sichern und dem Parlament einen Widerhall in der gesamten Bevölkerung des Staates zu verschaffen.

Nach den bisherigen Erfahrungen im neuen Reiche müssen wir allerdings zwei große Bedenken hegen. Das erste ist die Frage, ob die historischen Parteien,

die eine so vergiftete und gegeneinander so feindselige Vergangenheit haben, die genügende Selbstzucht aufbringen werden, um in den großen Zügen der Staatspolitik wirklich auch geschlossen vorzugehen. Das andere Bedenken richtet sich auf eine mehr praktische Frage, auf die Frage, ob die neue Staatsleitung die Organisationsfähigkeit haben wird, um die Eisenbahnen wieder betriebsfähig zu machen, den Frühjahrsanbau durch energische und wohlüberlegte Maßnahmen zu sichern und die Währungsfrage mit einem gewissen Wagemut so rasch als möglich endgültig zu lösen. Wir wollen es nicht verhehlen, daß wir in einer schweren wirtschafts- und sozialpolitischen Krise stehen. Aber wir sind fest überzeugt, daß der staatserkhaltende Gedanke im neuen Reiche so stark ist, daß die Wahrung des sozialen Friedens und die Schaffung fruchtbarer und friedlicher Entwicklungsmöglichkeiten nur davon abhängig ist, ob die Staatsleitung (Umstände ist, sich ein klares Bild über die politische Lage zu machen und mit äußerster Entschlußkraft an die Durchführung der notwendig gewordenen wirtschaftlichen Aufgaben heranzugehen. Das Bauerntum macht die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung aus. Wir müssen daher bestrebt sein, ihre Wünsche nach Grund und Boden in einer Weise zu befriedigen, die ihnen kein Unrecht zufügt, aber auch die Grundfesten nicht erschüttert, auf denen unser Staat politisch und volkswirtschaftlich aufgebaut ist. Einen Umsturz kann es nur dann geben, wenn eine Politik getrieben wird, die die große Masse der Bürger zu Staatsfeinden macht, die innerlich tatsächlich noch mit ganzer Kraft und aus vollem Herzen an dem Reichsgedanken und auch an der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung festhält.



MÜDE BIN ICH

Wort und Ton erfunden und
zur Laute gesetzt

Einfach-u. innig.

von Karl J. Decker.

Singstimme.



1. Kind-lein magst schla-fen gehn,
2. Bist ja schon halb im Traum,
3. Sand-mann muss wei-ter gehn.

Laute.



{ Fast durchgehends mit Daumenschlag sehr ge-
bündelt }

'sist schon recht spät! — fal-te die
blick' mich doch an, — sprich die paar
Nun gu-te Nacht! — Kind-lein ist

Tr. st.

Hän-de, sprich's A-bend-ge-bet:
Vor-te noch, es ist leicht ge-tan!
mü-de, hat's Tag-werk voll-bracht

Ruhig

Mü - de bin ich, geh zur Ruh,
 Auch des Nach-bars klei - ne Gret
 fal - len ihm die Au - gen zu:

schless die Au - gleim, die
 be - tet im mer,
 " Mü - de, .. mü - de

mü - den Au - gleim zu,
 wenn - sie schla - fen geht.
 bin - ich, gebt mir Ruh!"

7. Bund.

Kulturfragen

.....

Die Regelung der Zeit (Kalender und Stunde)

Von Gustav Baron Bedeus

(Fortsetzung.)

2. Die Schaltregel.

Die größten Schwierigkeiten der Zeitregelung ergeben sich, wie ich schon andeutete, daraus, daß für die Zeit zwei Maßeinheiten gegeben sind: das Jahr und der Tag, die durchaus nicht zu einander passen, weil die eine nicht nur kein Zehn- oder Hundertfaches, sondern nicht einmal ein volles Vielfaches der anderen ist, d. h. das Jahr hat nicht die Länge einer bestimmten Zahl von vollen Tagen.

Das für das menschliche Wirken maßgebende Jahr, der Wechsel von Sommer und Winter wird das tropische Jahr genannt (von tropicus, Wendekreis, da es früher nach der Bewegung der Sonne zwischen den Wendekreisen berechnet wurde). Es ist die Zeit, in welcher die Erde von einem Frühlings-Tag- und Nachtgleiche-Punkt aus zum nächsten gelangt. Es hat 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten und 46 Sekunden, also beinahe genau $365 \frac{1}{4}$ Tage. Ihm gegenüber ist das siderische Jahr die Zeit, in welcher die Erde zu demselben Punkte ihrer Bahn zurückkehrt. Es ist um 20 Minuten 23 Sekunden kürzer als das tropische; denn der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche-Punkt, d. h. der Schnittpunkt der Erdbahn mit der Erd-Äquatorfläche, welche durch den Mittelpunkt der Sonne geht, rückt infolge der Präzession, die durch die säkulare Veränderlichkeit der Lage der Drehungsachse der Erde verursacht wird, alljährlich etwas weiter.

Ein für die menschliche Tätigkeit maßgebendes Jahr aber darf nur ganze Tage zählen. Es ist untunlich, die Jahre

zu den verschiedensten Stunden eines Tages zu beginnen und zu enden, so daß der Tag am Jahresluß teilweise noch zum alten, teilweise aber schon zum neuen Jahr gehört.

Wir haben schon gesehen, daß der ägyptische Kalender den überschüssigen Vierteltag gar nicht in Betracht nahm, sondern 365 Tage als ein Jahr annahm. Dadurch waren also 4 Kalenderjahre um einen Tag zu kurz; alle 4 Jahre endete das Jahr immer um einen weiteren Tag früher, also in $365 \times 4 = 1460$ Jahren, ein volles Jahr zu früh.

Andere Kalendersysteme halfen diesem Übelstand, u. zw. schon seit lange vor Julius Caesar in der Weise ab, daß jedes 4. Jahr einen Tag mehr erhielt, wodurch der über 365 Tage überschüssige Vierteltag dann als ganzer eingefügt wird. Nach dem persischen Kalender wurden diese Schalttage nicht alle 4 Jahre, sondern nach 120 Jahren ein 30-tägiger Schaltmonat eingeschaltet. Auch nach den meisten anderen Systemen wurde ursprünglich nicht nur dieser Tag eingeschaltet, sondern meist ganze Schaltmonate.

Denn man rechnete in den ältesten Zeiten auch noch nach einer 3. Zeitmaßeinheit, dem Mondwechsel, nach wirklichen Monden und danach auch nach „Mondjahren“. Ein wahrer Mondmonat (der sog. „synodische“ Monat) ist die Zeit, in welcher der Mond zur selben Stellung zur Sonne, zur gleichen Phase, also Neu- oder Vollmond usw. zurückkehrt; das sind 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten, 2⁹⁸ Sekunden, also rund $29 \frac{1}{2}$ Tage. Im (griechischen) Mondjahr

wechselfn also hohle Monate von 29 Tagen mit vollen von 30 Tagen und haben solche 12 Monate daher 354 Tage.

Da nun diese Mondjahre dem Jahr gegenüber um $11\frac{1}{4}$ Tage zu kurz waren, blieben sie, wie wir schon bei der mohamedanischen Ara sahen, in 32 Jahren um 1 Jahr zurück, d. h. es entsprechen 33 Mondjahre 32 Sonnenjahren. Wegen dieses Zurückbleibens heißen diese wahren Mondjahre bewegliche.

Gerade so nun, wie man die 365 tägigen Jahre, die daher auch alljährlich $\frac{1}{4}$ Tag zurückbleiben, d. h. die beweglichen Jahre durch den 4 jährlichen Schalttag festlegt, so daß sie sich nicht mehr verschieben können, so half man sich auch, um das Mondjahr zu einem festen „Lunisolar“-Jahr zu machen: mit Einschaltungen. Solon in Athen führte 594 v. Chr. einen 3 jährigen Zyklus ein, mit einem 30 tägigen Schaltmonat in jedem 3. Jahr; Kleostratos 540 v. Chr. einen 8 jährigen Zyklus mit drei 30 tägigen Schaltmonaten in jedem 3., 5., 8. Jahr; Meton 432 v. Chr. einen 19 jährigen Zyklus mit sieben 30 tägigen Schaltmonaten in jedem 3., 5., 8., 11., 13., 16., 19. Jahr. Der jüdische Kalender ist mit diesem fast identisch, schaltet nur den Schaltmonat statt im 13. und 16., im 14. und 17. Jahr ein.

(Dieser jüdische Kalender, vom Patriarch Hillel jun. 344 geregelt, läßt aber von manchen Jahren einen Tag weg oder setzt einen zu, so daß er Jahre von 353, 354, 355, 383, 384 und 385 Tagen hat.)

Ebenso war schon im altrömischen Kalender, der früher nur 10 Monate (März — Dezember) und erst seit Numa 717 v. Chr. das 12 monatliche Mondjahr zur Basis, jedoch 355 Tage hatte, die Einschaltung eines Schaltmonates, des sogenannten Marcedonius nach dem 23. Februar, dem Feste der Termi-

nalien¹⁾ in jedem 2. Jahre, u. zw. abwechselnd mit 22 und 23 Tagen vorgelesen. Damit waren also statt der jährlich fehlenden 10 freilich 11 Tage, aber auch schon im 4. Jahre der besondere Schalttag zugelegt, also die Jahresdauer ziemlich genau geregelt.

Doch der Pontifex Maximus, dessen Aufgabe die Einschaltung des Marcedonius war, handhabte sie derart unregelmäßig, daß die größte Verwirrung einriß.

Um den Kalender wieder in Ordnung zu bringen, ließ Julius Caesar, als Pontifex Maximus, nach seiner Rückkehr aus Ägypten 46 v. Chr. zunächst noch einmal den Marcedonius mit 23, aber außerdem noch 2 weitere Schaltmonate mit 67 Tagen einschalten, so daß dieses „annus confusionis“ (nämlich „ultimus“) 445 Tage hatte; zugleich verfügte er jedoch, daß weiterhin das Jahr 365 Tage, jedes 4. aber 366 Tage haben sollte. Dieser Kalender blieb mit geringen Änderungen in den Ländern der griech. Kirche bis vor kurzem als julianischer Kalender (Kalender alten Stiles) in Kraft und ist in Rußland auch heute in Geltung. Der Schalttag wird, wie früher der Schaltmonat Marcedonius, nach dem 23. Februar eingeschoben, so daß der Februar im Schaltjahr 29 Tage hat.

Aber es sollte sich bald erweisen, daß auch Julius Caesars Schaltregel noch nicht genau war: das tropische Jahr hat nämlich, wie ich sagte, nur 365 Tage

¹⁾ Terminus heißt Ende; die Terminalien sind Feste des Terminus, des Gottes der Grenzen. Hienach muß wohl angenommen werden, daß der Februar ursprünglich bloß 23 Tage hatte. Da er von Numa als letzter Monat den 10 Monaten nach, nur der Januar ihnen vorgelegt wurde, so waren dann die Terminalien Feste des Jahreschlusses. Nun versteht man erst, weshalb die Einschaltungen nach diesen erfolgten. Erst mit späterem Dezembiralbeschlusse wurde der Februar zum 2. Monate erklärt (304 v. Chr.).

5 Stunden 48 Minuten 46 Sekunden. Nun wurden aber jedes 4. Jahr 24 Stunden, also für je ein Jahr 6 Stunden, d. h. 11 Minuten 14 Sekunden zuviel eingeschaltet, also in $128\frac{1}{3}$ Jahren ein ganzer Tag zu viel.

Das Konzil von Nikaia (325 n. Chr.) hatte die Berechnung des Osterfestes einerseits mit Bezug auf den Frühlings-Nachtgleiche-Tag, den es auf den 21. März setzte, und andererseits auf den Vollmond festgesetzt. Nun fiel ersterer alle $128\frac{1}{3}$ Jahre auf einen früheren Tag. Schon Beda († 735) machte auf den Fehler aufmerksam. Nach langjährigen Anläufen den Fehler zu berichtigen, ordnete schließlich über Betragung durch das Tridentiner Konzil (1563) Papst Gregorius XIII nach den Vorschlägen Luigi Lilio's 1582 die neue Schaltregel in der Weise an, daß, da nach dem julianischen Kalender in je 400 Jahren etwa 3 Tage zu viel eingeschaltet wurden, alle Jahrhundertjahre, deren Zahl durch 400 nicht teilbar ist, ihren Schalttag verlieren. Es ist eine bestechend schöne, großzügige Formel. (Gregorianischer Kalender.)

In jedem Jahrhundertjahr, das nicht durch 400 teilbar ist, wächst hienach die Differenz zwischen dem julianischen und gregorianischen Kalender um 1 Tag, da nach ersterem auch in diesen Jahren ein Schalttag eingeschaltet wird. So stieg sie im Jahre 1900 von 12 Tagen auf 13, so daß nunmehr der julianische 1. Januar auf den gregorianischen 14. Januar fällt.

Der gregorianische Kalender wurde schon 1582 in Italien, Spanien und Portugal, dann Frankreich, erst 1583 von den kath. Ständen in Deutschland, den kath. Schweizer Kantonen, kath. Niederlanden, 1586 in Polen, 1587 in Ungarn eingeführt. Aber auch die protestantischen Stände, Dänemark und die vereinigten Niederlande, nahmen ihn, wenn auch erst 1699,

(nur Preußen 1610), 1701 die evang. Schweizer Kantone als „Kalenderverbesserung“ an; es folgte England 1752, Schweden 1753, Japan 1872; im Weltkrieg die Türkei und Bulgarien, 1919 Rumänien. In den letztgenannten drei Staaten wurde er aber bloß für die weltlichen Behörden eingeführt. Die griech. Kirchen und ebenso die mohammedanische Kirche behielten einstweilen ihren bisherigen Kalender bei. In Rußland fand der Antrag einer Kommission (schon 1830) auf die bloß weltliche Einführung des neuen Kalenders die Zustimmung des Zaren nicht, mit der nicht unrichtigen Begründung, daß der weltliche und kirchliche Kalender nicht differieren dürfen.

Aber auch das gregorianische Durchschnittsjahr ist noch immer um jährliche etwa 12 Sekunden zu lang: ein Fehler, der in 3320 Jahren einen Tag gibt. Glasenapp, der Präsident der zum Studium der Kalenderreform 1899/1900 entsendeten russischen Kommission schlug vor zur Berichtigung auch dieses Fehlers, auch im Jahre 4000 den Schalttag ausfallen zu lassen; andere empfahlen, es solle das Jahr 3200 oder 3600 ein Gemeinjahr sein, während nach Barolin (allein richtig) der Schalttag eben im Jahre 3320 selbst zu eliminieren ist.

Professor Dr. Mädl er machte nun aber aufmerksam, daß auch die gregorianische Schaltregel nicht so genau ist, als sie sein könnte und daher sein müßte (Leitsatz V). Nach ihr entfallen 3 Tage in 400 Jahren, also durchschnittlich erst nach $133\frac{1}{3}$ Jahr 1 Tag, während richtig schon nach $128\frac{1}{3}$ Jahren ein voller Tag auszuschalten ist. Er empfiehlt also mit unbestreitbarer Richtigkeit schon in jedem 128. Jahr den Schalttag ausfallen zu lassen. Seine Regel ist also ganz wesentlich genauer; sie fehlt in $128\frac{1}{3}$ Jahren nur noch um $\frac{1}{3}$ Jahr, während die gregorianische um 5 Jahre!

Überdies hat sie die strengste Regelmäßigkeit (Leitsatz III) für sich, während die gregorianische 3 mal einen Tag schon nach 100, dann einmal erst nach 200 Jahren ausfallen läßt.

Vor allem: es bewegt sich nach seiner Regel das Schwanken des Frühlings-Nachtgleiche-Zeitpunktes nur innerhalb 41 Stunden, fällt also höchstens auf den unmittelbar dem 21. März vorangehenden oder folgenden Tag; dagegen schwankt er nach der gregorianischen Regel durch 54 Stunden, kann also auch mehr als einen Tag vom 21. März differieren.

Nach alle diesem erklärte die erwähnte russische Kommission 1899/1900¹⁾ und ebenso der dann später mit dem Studium der Kalenderreform betraute Referent der russischen Akademie der Wissenschaften Saladilow (1910) auf das Bestimmteste, daß die Annahme des gregorianischen Kalenders durch Rußland gänzlich ausgeschlossen ist, da auch seine Schaltregel eine unrichtige ist. Vielmehr sollte in internationaler Vereinbarung die Mädler'sche Schaltregel festgesetzt werden. Der russische Standpunkt dürfte unanfechtbar sein, da bei einer Neuregelung das Bestmögliche zu wählen ist, also Rußland nicht zugunsten einer ungenauen aufzugeben.

Keine andere Frage der Zeitregelungsprobleme fordert so zwingend eine einheitliche Regelung, als die Schaltregel und damit im Zusammenhange der Jahresanfang. Denn das um 13 Tage differierende Datum bildet eine fortgesetzte schwere Störung des gesamten Verkehrs.

Wie aber die Mohammedaner die christliche Ära, so lehnen nun die Russen den gregorianischen Kalender ab.

Es ist zweifellos, daß eine inter-

nationale einheitliche Regelung richtig nur nach der Mädler'schen Regel erfolgen kann.

Formal waltet auch gegen ihre Einführung statt der gregorianischen kein Hindernis ob; denn heute fällt die Regelung der Zeit wohl unbestritten in die Kompetenz der Staaten und müssen kirchliche Anordnungen nur in Glaubenssachen respektiert werden. Hiefür ist ein interessanter Präzedenzfall, daß 1776 der deutsche Reichstag sogar die Berechnung der Ostern, also eines kirchlichen Feiertages nach den Epakten anordnete, da manche Stände sie nach dem wirklichen Vollmond berechnet, also an anderen Tagen gefeiert hatten.

Aber eine solche Abänderung der gregorianischen Regel würde von katholischer Seite, wenn sie nicht von ihr selbst ausginge, als Beeinträchtigung des wohlverdienten Ruhmes Gregor's XIII. empfunden werden. Dagegen würde auch jeder Schein der Beeinträchtigung des Prestiges der katholischen Kirche vermieden, wenn nun der jetzige Papst Benedikt XV. selbst in Anerkennung dessen, daß heute eine weit größere Genauigkeit erwünscht ist, als im 16. Jahrhundert, diese Abänderung dekretieren würde, wobei der Wahrheit gemäß betont werden würde, daß es sich nicht um einen Fehler der bisherigen Regel handelt. — Gregor XIII. wußte nämlich auch, daß seine Regel nicht der größten Genauigkeit entspricht, aber er konnte damals die etwas ungenauere Regel wegen ihrer großzügigen Fassung vorziehen, während heute die denkbar größte Genauigkeit unerlässlich ist. Benedikt XV. würde so, wie Gregor XIII. bisher, den Ruhm der Zeitreform für die Zukunft an seinen Namen knüpfen, nun aber einer Reform, die für die ganze Menschheit gelten soll. Nach eingeholter Information von sachverständiger Seite bezieht sich das Dogma

¹⁾ Sie tagte vom 3. Mai 1899 bis 21. Februar 1900 a. Stiles. Ihre Beschlüsse siehe in Richters Kalender für Riga 1901.

der Unfehlbarkeit des Papstes nur auf die Glaubens- und Sittenlehre, hindert also eine derartige Abänderung einer früheren Regel nicht, wie die katholische Kirche ja auch, entgegen ihrer früheren Auffassung, den Satz, daß die Erde sich um die Sonne dreht, anerkannte.

Ausschließlich diese Lösung der Schaltfrage ist ohne Kränkung eines Interesses möglich: Nur so bliebe der kath. Kirche nach Verdienst die Führung in dieser Frage und es könnte und müßte nun doch auch Rußland diese Regelung annehmen, da sie die Beste ist. Nur so wird vermieden, daß die internationale Staatenkonferenz die gregorianische Regel dem Anschein nach als inkorrekt abändert und dadurch das Prestige der katholischen Kirche Eintrag erleidet, oder gar, um nicht zu verlegen, von der Verbesserung absteht, d. h., da dann eine Einigung mit Rußland ausgeschlossen wäre, auf die Schaffung eines einheitlichen Kalenders verzichtet. In letzterem Falle würde dann wieder die katholische Kirche vor der Welt das Odium treffen, den Fortschritt verhindert zu haben.

Die glücklichste Lösung sähe ich hienach darin, wenn die Initiative vom Papste ausginge, d. h. wenn er diese und die anderen noch zu besprechenden Regelungen schon vor dem Zusammentritt der internationalen Staatenkonferenz billigt und in Aussicht stellt, daß er, falls die Staaten einverstanden sind, sie seinerseits anzuordnen geneigt ist. Den Anlaß hiezu könnte die Schweiz bieten, indem sie Bezug nehmend auf die Erklärung der päpstlichen Kurie von 1910, wonach sie auf Abänderungen der Kalenderbestimmungen nur dann einzugehen bereit ist, wenn hiezu gewichtige Gründe nötigen, in einer hienach begründeten Vorlage die Anfrage stellt. Erklärt sich hierauf der Papst in obigem Sinn, so könnte die 1910 unterbliebene Staaten-

konferenz nunmehr eingeladen werden. Denn in diesem Falle würden auch die drei katholischen Staaten, die 1910 ablehnten, Österreich, Italien und Spanien wohl der Einladung folgen.

Bezüglich des Ausgangsjahres, von dem aus nun weiterhin die neue Schaltregel, d. h. die Weglassung des Schalttages im 128. Jahre Anwendung zu finden hätte, wies Dr. Mädlar darauf hin, daß ein Schalttag spätestens im Jahre 1944 wegfallen müßte, da sonst der Frühlings-Nachtgleiche-Zeitpunkt, vom Meridian von Greenwich berechnet, der auch vom Kongreß über die „Stunde“ 1913 in Paris als Ausgangsmeridian anerkannt wurde, 1945 nicht mehr auf den 21., sondern auf den 20. März fallen würde. Er beantragt daher, es solle nach seiner Regel als 1. Schalttag, der des Jahres 1944 ausfallen, von da weiter immer der Schalttag jedes nächsten 128. Jahres.

Dagegen empfiehlt Saladilow gewiß mit Recht, es möge, da ja der Schalttag nur nicht später als 1944 ausfallen muß, der Schalttag des Jahres 1920 ausfallen, weil dies eines der 128. Jahre nach der christlichen Zeitrechnung ist; hienach würde die Berechnung der 128. Jahre vom Beginn der geltenden Ära und nicht von einem willkürlichen Jahre (1944) ausgehen. Man brauchte dann bloß die Jahreszahl durch 128 zu dividieren, um zu wissen, ob in dem betreffenden Jahre der Schalttag ausfällt. Leider ist der Schalttag des Jahres 1920, der hienach ausfallen sollte, eben gerade kürzlich, als 24. Februar l. J. eingeschaltet worden; es müßte daher an seiner Statt nun der nächste Schalttag (1924) entfallen. Doch sollten wenigstens die weiteren Schalttage doch in den 128. Jahren von 1920 weiter entfallen.

Wird aber die von mir im Abschnitt I. 1. empfohlene Universalära

vom Jahre 10.000 v. Chr. eingeführt, so müßte der Schalttag jedes 128. Jahres nach dieser Ära, also zunächst der des letzten 128. Jahres vor 1945, nämlich der des Jahres (1)1.904 entfallen. Es sollte also auch in diesem Falle statt des im Jahre 1904 schon eingeschalteten Schalttages der des Jahres (1)1.924 ausbleiben, dann aber weiterhin doch der des Jahres (1)2.032 und jedes weiteren 128. Jahres.

Hier sei noch der vom Belgrader Professor Trpković empfohlenen Schaltregel Erwähnung getan, wonach nur die Jahrhundertjahre Schaltjahre sein sollen, die bei der Division durch 9:0 oder 4 ergeben. Es ist nicht einzusehen, welchen Vorteil diese Regel auch nur der an sich überaus klaren und einfachen gregorianischen gegenüber bieten soll. Die Genauigkeit und Regelmäßigkeit und äußerste Einfachheit der Mädler'schen Regel erzielt sie ebensowenig, wie die gregorianische.

3. Der Jahresanfang.

Bei den Ägyptern begann, wie man daraus schließt, daß am 19. Juli das Fest des Beginnes der ersten Jahreszeit (der Überschwemmung) gefeiert wurde, das 1. Jahr ihres Kalenders mit dem 19. Juli. (Die Ägypter hatten 3 Jahreszeiten: die der Überschwemmung, Winter und Sommer). Da sie keinen Schalttag hatten, ging der 1. Thoth (der 1. Tag ihres Kalenders), dann weiter alle 4 Jahre einen Tag zurück.

Nach dem julianischen Kalender fiel der Jahresanfang des 1. Jahres dieses Kalenders (46 v. Chr.) auf den Neumond nach der Winter Sonnenwende. In dieser Bestimmung nach dem Monde zeigt sich also noch eine Nachwirkung des bis dahin geltenden Lunisolarjahres, während im übrigen das Wesen des

julianischen Kalenders eben darin besteht, daß an dessen Statt das Sonnenjahr eingeführt wurde, d. h. daß nun die Monate nicht in der Länge der Mondmonate belassen, sondern länger als die Mondmonate genommen wurden, um die Einschaltung des Schaltmonates Marcedonius in jedem 2. Jahre zu vermeiden. Sie wurden also reine Abschnitte des Sonnenjahres. Der Frühlings-(Nachtgleiche-)Tag fiel auf den 24. März.

Da nun nach der julianischen Regel in 400 Jahren etwa 3 Schalttage zu viel eingeschaltet werden, war der Frühlingsstag zur Zeit des Konzils in Nikaea (325) schon auf den 21. März zurückgerückt; (ebenso fiel natürlich auch der Jahresanfang schon 3 Tage früher als 46 v. Chr.) Das Konzil ging daher bei seiner Osterberechnung davon aus, daß der Frühlingsstag auf den 21. März falle. Da er aber 1582 nun schon auf den 11. März fiel, ordnete Papst Gregor XIII., als er seine neue Schaltregel einführte, zugleich an, es solle im Jahre 1582 auf den 4. gleich der 15. Oktober folgen, damit der Frühlingsstag wieder, wie beim Konzil auf den 21. März falle. Nach seiner Schaltregel fielen dann noch die Schalttage in den Jahren 1700, 1800 und 1900 aus, so daß heute die Differenz des julianischen gegen den gregorianischen Kalender 13 Tage ausmacht. Es fällt, wie schon erwähnt, der 1. Januar des julianischen auf den 14. Januar des gregorianischen Kalenders. Den julianischen Kalender aber hatten die Staaten mit einer Bevölkerung der griech. Bekennnisse (Rußland, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Montenegro und Griechenland) bis zum Krieg beibehalten.

Die Eliminierung dieser Doppel-datierung ist die praktisch weitestwichtigste Frage der Zeitreform. Die Datierung „nach altem und neuem Stil“ ist im internationalen Verkehr, (aber noch

viel mehr in demselben Staat) überaus störend und irreführend; wo sie in Bruchform gebräuchlich ist, umständlich. Darum haben die kleineren Staaten mit julianischem Kalender (Bulgarien, Rumänien) und die Türkei schon im Weltkriege, bzw. danach einfach den gregorianischen Kalender für den weltlichen (nicht kirchlichen) Verkehr eingeführt. Noch ist Rußland zurück. Ob Serbien, Montenegro und Griechenland auch schon den gregorianischen Kalender annahmen, darüber bin ich noch nicht orientiert.

Aber auch in den Staaten, die den neuen Kalender annahmen, jedoch bloß für den weltlichen Verkehr annahmen, bleibt noch ein schwerer volkswirtschaftlicher Nachteil bestehen für die Gebiete, die eine gemischtkonfessionelle Bevölkerung haben (Siebenbürgen, Banat, Bukowina, Kroatien und Bosnien-Herzegowina), weil die Angestellten und Arbeiter der meisten Betriebe die Feiertage teilweise nach dem gregorianischen, die der griech. Bekenntnisse (Rumänen, Ruthenen, Serben) aber nach dem julianischen Kalender halten, so daß diese Betriebe doppelt so oft, als sonst durch Feiertage gestört sind; während also die östlichen Staaten 52 Sonn- und 16 kath. Feiertage, zusammen 68 haben, kommen hier noch 25 griechische¹⁾ dazu; es sind hienach hier 93 Feiertage, d. h. statt 10 Arbeitsmonaten nur 9, was die Industrie geradezu konkurrenzunfähig macht.

Diese Lähmung der Industrie, aber auch der Landwirtschaft, wird nun, nach dem Kriege, wo die Welt einer höchstgesteigerten Produktion bedarf, besonders empfunden. Ich habe daher in Eingaben an den siebenbürgischen Regierungsrat und an den eben tagenden Handelskammerkongreß in Bukarest gebeten, bei

¹⁾ Nach der Verordnung der siebenbürgischen Regierung nebst 3 Staatsfeiertagen nur 26. 3. 1922 1920 des Justizressorts.

der griech. Kirchenbehörde darauf hinzuwirken, daß auch sie den gregorianischen Kalender annehme, wie dies offenbar schon bei der weltlichen Einführung des gregorianischen Kalenders in Rumänien in Aussicht genommen wurde. Hierüber dürfte die Synode nach Ostern (2. Hälfte April) entscheiden.

Jedenfalls bleibt die Hauptfrage bestehen, wie ist die Einigung mit Rußland zu erreichen? Ich erwähnte, daß schon 1830 die von einer hiefür eingesetzten Kommission empfohlene Lösung, den gregorianischen Kalender auch dort nur für den weltlichen Verkehr einzuführen, vom Zaren entschieden abgelehnt wurde, gerade auch, um dann nicht die Doppel-datierung im eigenen Lande zu haben.

Ein zweites Komitee, das von der russischen astronomischen Gesellschaft entsendet worden war und dem auch Vertreter der interessierten Ministerien und Reichsbehörden zugeteilt waren (1899/1900), erklärte schon selbst die Einführung des gregorianischen Kalenders für unmöglich, da dieser unbegründet vom Frühlingstage zur Zeit des Konzils von Nikaia (325 nach Chr.) ausgeht, der damals auf den 21. März fiel. Für Rußland, für welches diese Norm der röm.-kath. Kirche nicht maßgebend ist, (Rußland ist ja die führende Macht der griechischen Kirchen wenigstens bis zur Revolution gewesen; sein Zar und seine Synode als Haupt der russischen griechischen Kirche, auch für die anderen von außerordentlicher Einwirkung,) könnte nur der Frühlingstag zur Zeit Christi Geburt, d. h. im Jahre 1 (23. März) in Betracht kommen.

Die Richtigkeit auch dieses Einwandes ist nicht zu leugnen; nach meinem Leitsatz I soll ja die neue Regelung der Zeit für alle Konfessionen akzeptabel sein; also nicht auf Anordnungen beruhen, die nur eine Konfession betreffen.

Soll hienach also der Frühlingsstag weiterhin auf den 23. März fallen, so müssen nun auch die Staaten des gregorianischen Kalenders noch 2 Tage, die Staaten des julianischen Kalenders und die griechischen Kirchen aber $13 + 2 = 15$ Tage ausfallen lassen, ganz so, wie in Deutschland 1583 10 Tage übersprungen wurden, so daß dann der Jahresbeginn, der 1. Januar (2 Tage früher als heute) auf den heutigen 30. Dezember fällt.

Um durch den Ausfall der 2 Tage nicht ein verstümmeltes Jahr zu erhalten, sollten am besten die nächsten 2 Schalttage wegfallen.

Die oben erwähnten Anfangstage des Jahres (der heutige 1. Januar, der 14. Januar und der 30. Dezember) ergeben sich, wie man sieht, aus dem Datum des gemäß dem julianischen Kalender berechneten Frühlingstages (sei es des Jahres 325, sei es des Jahres 1 n. Chr.), nämlich des 21., bzw. 23. März. Sinngemäß müßte aber, da die Regelung nicht nur für die christlichen Konfessionen und Kirchen gelten soll, der Frühlingsstag des Anfangsjahres dieses Kalenders (46 v. Chr.), der 24. März maßgebend sein; dann erst fiel der 1. Januar auf den Tag, mit welchem das Jahr nach Julius Caesars Anordnung begann, (den heutigen 29. Dezember).

Aber dieser Tag war, wie wir sahen, noch nach dem Monde bestimmt (Neumond nach der Winter Sonnenwende), wo nun doch im übrigen der Mond ausgeschaltet worden und ausschließlich das Sonnenjahr zur Geltung gelangt war.

Für das Sonnenjahr kommen als wissenschaftliche, (astronomische), aber auch für die Menschen entscheidende Hauptpunkte nur die 2 Nachtgleichen und die 2 Sonnenwenden in Betracht: der Jahresbeginn muß daher von einem dieser Tage ausgehen, um so mehr, als sie zugleich die Anfangstage der 4 Jahres-

zeiten (des Frühlings, Sommers, Herbst und Winters) sind. Schon der französische Revolutionskalender (1792—1805) setzte den Jahresanfang auf das Herbstäquinocium, den 22. September fest.

Dagegen empfiehlt Saladilow den Frühlingsstag (21. März), da mit dem Frühling das Leben der Natur nach dem Winterschlaf auf der zivilisierteren Hälfte der Erdkugel neu beginnt. Sein Vorschlag ist vom theoretischen Standpunkte aus zweifellos der richtige.

Ich vermag ihm trotzdem nicht zuzustimmen. Er verstößt zu sehr gegen den Leitsatz VII, wonach die eingelebten Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen sind. Es wäre recht ungewohnt, das Jahr im März zu beginnen. Vor allem ergäbe sich aber als Übergangsjahr ein Jahrestorso von 2 Monaten und 20 Tagen (1. Januar bis 20. März). Es ist nicht auszudenken, welche Verwirrung und Erschwerung ein solches verstümmeltes „Jahr“ verursachen würde. Sie stünde in gar keinem Verhältnis mit dem erreichten Erfolge des „schönen“ Jahresbeginnes. Ein solcher Vorschlag ist praktisch einfach indiskutabel.

Ich empfehle dagegen den Winter-Sonnenwende-Tag, den 23. Dezember, der also nur 9 Tage vor den heutigen Jahresbeginn, den 1. Januar, fällt und sogar ohne die geringste Störung des regelmäßigen Jahres von 365 Tagen durch Ausfallenlassen von 9 Schalttagen zu erreichen ist. Astronomisch ist eigentlich er auch der wirkliche Jahresbeginn, da von ihm an der Tag wieder zu wachsen beginnt. Darum war auch das altgermanische Julfest am Winter-Sonnenwendtage eigentlich ein Jahresbeginnsfest. Das Christfest trat bekanntlich geradezu an dessen Stelle. Dieses galt, — trotzdem ja auch nach dem julianischen Kalender das Jahr doch mit 1. Januar hätte begonnen werden müssen, —

[als Geburtstag Christi¹⁾, 25. Dezember] in Urkunden der deutschen Kaiser, bis ins 16. Jahrhundert und in päpstlichen Bullen und Breven als Jahresanfang, bis Innocenz XII. 1691 statt dessen den 1. Januar als Anfangstag festsetzte. Dagegen war freilich andererseits im oströmischen Reich und bei den Russen und den anderen Staaten des griech. Bekenntnisses bis ins 19. Jahrhundert der 1. September der Jahresanfang.

Saladilow lehnt aber die Sonnenwendtage als Jahresbeginn ab, da der Zeitpunkt der Sonnenwenden nicht so haarscharf zu konstatieren ist, wie ein Nachtgleiche-Zeitpunkt. Diese seien die einzigen absolut verlässlichen Ausgangspunkte. Nun, dann möge man den Winter-Sonnenwendtag nach dem Frühlingstag

¹⁾ Sonne und Herr war ursprünglich, als der Sonnenkultus herrschte, identisch. Das ist ersichtlich aus dem Doppelnamen des Sonntags als des Tages des Herrn, dies solis und dominica, französisch dimanche, rumänisch duminică. Sonne entstand nämlich aus sov-ine, wie sol aus sov-ilis; sovin lautete ursprünglich tovin (dovin), woraus domin(us) wurde. Ebenso stammt unser „Herr“ von der griechischen Form von sol $\eta\lambda\iota\omicron\varsigma$ (analog zu sovilis aus hev-iliot), woraus Held wurde; früher heriot, woraus durch Ungleichens des t aus r Herr wurde. Nur so ist dann verständlich, daß das „Geburtsfest der unbefiegten“ Sonne (dies natalis invicti), nämlich das Winter-Sonnenwendfest zum Geburtsfest des Herrn, nämlich Christus wurde. Dies alte Julfest ist wohl ebenfalls das hel (= Sonnen)fest; also nicht von sol = fröhlich, Kontraktion von Jubel. — Der 25. Dezember dürfte zur Zeit Christus als Sonnenwendtag betrachtet worden sein. Justinian ordnete ihn auch in der griechischen Kirche als Geburtsfest Christi an, statt des 6. Januar, an dem diese Kirche bis dahin auch die Geburt Christi feierte. Nach anderen ist die Bestimmung des 25. Dezember die Folge der Annahme des 25. März als des Tages der Empfängnis Christi. Doch dürfte vielmehr umgekehrt dieser Tag nach dem 25. Dezember berechnet worden sein.

Jahrg II., Heft 7.

berechnen, ihn auf diesen reduzieren; einfach schematisch den 88. Tag vor dem Frühling-Nachtgleiche-Zeitpunkt als Jahresanfang erklären. Ist es doch auch heute bei den Astronomen üblich, alle Berechnungen auf den Frühlingstag (richtiger Zeitpunkt) zu reduzieren.

In den nächsten Abschnitten werden aber 90 oder 91 tägige gleichlange Vierteljahre empfohlen. Hienach sollte auch der Anfang des Winterquartales, also auch des Jahres nicht auf den 88., sondern auf den 90. oder 91. Tag vor dem Frühlingstag, also auf den 21. oder 20. Dezember gesetzt werden.

Danach muß dann der 1. Januar nicht nur 9, sondern 11 oder 12 Tage zurückgeschoben werden, d. h. es sind 11 oder 12 Schalttage ausfallen zu lassen. Die Julianer haben sogar 24 oder 25 Tage wegzulassen. Sie kämen, wenn auch sie nur Schalttage ausfallen lassen, also erst in 100 Jahren ans Ziel. Für sie wäre daher doch eine raschere Modalität erwünscht: sie sollten 13 Tage auf einmal auslassen, um sogleich mit den Gregorianern zu einer einheitlichen Zeit zu kommen, und dann alle gemeinsam 11 oder 12 Schalttage.

Eine solche Verschiebung des Christfestes auf einen früheren Tag dürfte gewiß von Wert sein. Denn ich habe die Überzeugung, daß heute viele Kinder warme Wintersachen nur darum verspätet erhalten, weil man sie als Christgeschenk geben will. Ist das Christfest um 12 Tage früher, so erhalten die Kinder die warmen Sachen rechtzeitig, vor Eintritt der großen Kälte.

Eigentlich aber wäre allein richtig, wenn das Christfest, statt es wieder und nun sinnlos, auf den (neuen) 25. Dezember zu setzen, seinem wahren Sinne nach, wie einst als Sonnenwend-, also Jahresbeginnfeier, am neuen Jahresanfang oder Sonnenwendtag gefeiert würde. In diesem Sinne haben, wie oben er-

wähnt, Päpste und deutsche Kaiser schon durch Jahrhunderte vom Christfest an das Jahr gerechnet.

Ich halte die Begründung meiner Ablehnung des Frühlingstages (wegen des Übergangsjahrestorjos) für so einleuchtend, daß ich nicht glaube, daß gegen meinen Vorschlag, das Jahr mit dem Winterquartal zu beginnen, ein Widerspruch erhoben werden wird.

Da hienach nun aber der Frühlingstag statt auf den 21. März auf den 1. April fällt, wäre erwünscht, daß auch hinsichtlich dieser Abänderung der gregorianischen Regel die Initiative vom Papst selbst in der im vorigen Abschnitt dargelegten Weise ausginge.

Auch bezüglich der Bestimmung des Jahresanfangs muß natürlich der Frühlingszeitpunkt eines bestimmten Meridians maßgebend sein. Wie im vorigen Abschnitte erwähnt, gilt als Ausgangsmeridian unbestritten der Meridian von Greenwich; also sollte er ausdrücklich auch für den Kalenderfrühlingspunkt als maßgebend erklärt werden.

Es muß noch erwähnt werden, daß das Rechnungsjahr der Landwirtschaft am besten vor dem Einbringen der Fehlung des neuen Jahres beginnt, wo die alten Vorräte größtenteils verbraucht sind. Auch die Staatsrechnungsjahre beginnt man in manchen Staaten mit einem anderen Monate, als Januar. Noch herrscht aber durchaus keine einheitliche Meinung bezüglich der Zweckmäßigkeit eines anderen Jahresanfangs. Sollte sich jedoch eine solche bilden, müßte sie berücksichtigt werden. Ich wende mich daher hiemit zugleich an alle interessierten Kreise, mit der Bitte, zur Frage Stellung zu nehmen und ihre Ansprüche bezüglich des zu bestimmenden Jahresanfangs auch mir mitzuteilen. Vom Jahreswechsel ist am meisten die Landwirtschaft berührt. Ihr dürfte der Jahresbeginn mit der Sommer-Sonnenwende am besten entsprechen. Dieser Beginn ließe sich von der Winter-Sonnenwende leicht erreichen; das Übergangsjahr würde ein halbes Jahr lang sein. Man sollte sich also besonders hiezu äußern.

Literatur

Konrad Fiedler als Kunsttheoretiker und Philosoph.¹⁾ Der Name Konrad Fiedler gewinnt für uns ganz besondere Bedeutung, weil es der Arbeit eines Siebenbürger Sachsen, Dr. Hermann Konnerth's, zu danken ist, daß uns heute die Schriften des bedeutenden deutschen Kunsttheoretikers in zwei Bänden gesammelt vorliegen, und wir so überhaupt erst die Möglichkeit besitzen uns, insbesondere an Hand des zweiten Bandes, ein klares und abgeschlossenes Bild vom rein philosophischen Schaffen Fiedlers zu machen.

Der folgende kurze Ausatz kann natürlich

¹⁾ Konrad Fiedlers Schriften über Kunst, herausgegeben von Dr. Hermann Konnerth, 2 Bände, bei R. Piper & Co., München 1912 und 1913.

Vgl. dazu auch Hermann Konnerth: „Die Kunsttheorie Konrad Fiedlers. Eine Darlegung der Gesetzmäßigkeit der bildenden Kunst“, bei R. Piper & Co., München 1909.

bei weitem nicht auf Vollständigkeit Anspruch erheben. Ich habe mich bloß bemüht, aus Fiedlers Werken die allerwesentlichsten Grundzüge, soferne sie besonders für den Philosophen in Betracht kommen, herauszuholen, um sie einer allgemeinen erkenntnistheoretischen und metaphysischen Prüfung zu unterziehen.

Man kann sich mit Kunstfragen, die das Wesen der Sache und nicht bloße Außerlichkeiten treffen sollen, entweder als Psychologe oder als Metaphysiker denkend beschäftigen. Beide Wege haben ihre Berechtigung und sind geeignet, gewisse Wahrheiten zu erschließen. In die schwersten Irrtümer verfällt der Theoretiker jedoch dann, wenn er vergißt, welches das Territorium ist, auf dem er sich bewegt und im Verfolge dieses Vergessens unberechtigte Exkursionen nach

dem anderen Gebiete unternimmt. Die Kunstmetaphysik sucht das Wesen der Kunst aus ihrem Zusammenhang mit dem Universum zu erklären; die Kunstpsychologie untersucht dagegen nur den inneren seelischen Vorgang sowohl des schaffenden Künstlers selbst, wie auch des passiven Kunstgenießers. Der Kunstpsychologe bleibt dem Kern seines Gegenstandes zwar näher, verzichtet aber auf jede das Kausalitätsbedürfnis befriedigende Erklärung, der Metaphysiker wieder begreift das Phänomen in seiner kosmischen Bedeutung, entfernt sich jedoch dafür aus dem engeren Bereiche des unmittelbaren künstlerischen Erlebnisses. Was also in einer Hinsicht gewonnen wird, das geht notwendig in anderer verloren.

Daß Fiedler ausgesprochener Psychologe und nicht Metaphysiker ist, beweist allein schon die Tatsache, daß er seine Untersuchungen fast ausnahmslos den bildenden Künsten widmet, während er der viel begrifflicheren Dichtkunst nur ein relativ geringes Interesse entgegenbringt. In diesem Sinne muß er verstanden werden, wenn seine Verdienste die ihnen gebührende Würdigung finden sollen. Man kann ihn als Psychologen außerordentlich hoch einschätzen, ohne sich doch dabei mit seinen philosophisch-metaphysischen Anschauungen einverstanden zu erklären. Für Fiedler ist, sozusagen, das künstlerische Gewissen oberste Instanz der Kunst, wie für Kant das moralische der Moral — „Die Kunst ist auf keinem anderen Wege zu finden als auf ihrem eigenen“ — und damit scheint sein psychologischer Standpunkt der Kunst gegenüber festgelegt.

Bevor wir nun darangehen, die Grundzüge der Fiedler'schen Kunsttheorie zu besprechen, müssen einige, zu deren Verständnis unbedingt erforderliche erkenntnistheoretische Erörterungen vorausgeschickt werden. Fiedler ist subjektiver Idealist, und zwar im radikalsten Sinn, d. h. er begnügt sich nicht mit der Erkenntnis der Welt als bloßer Vorstellung, sondern erklärt mit größtem Nachdruck, wir hätten auch den Glauben an die Gegebenheit des Phänomenalen abzustreifen und verstehen zu lernen, daß sich die Wirklichkeit, der Art und Weise wie sie betrachtet wird entsprechend, verschiebt und verändert. Insofern steht er dem Relativismus viel näher als dem Kritizismus Kants, der doch immer noch das Ding an sich als das hinter dem Schein Seiende gelten läßt. Fiedler definiert

zunächst das Wesen der Sprache und legt bei dieser Gelegenheit seine erkenntnistheoretischen Anschauungen klar. Nach diesen besitzen wir in der Sprache nicht etwas, das die den Sinnen gegebene Wirklichkeit bedeuten würde, sondern vielmehr eine eigene Wirklichkeit der Begriffe, die sich von der anderen wesentlich unterscheidet und zu ihr in keinem wie immer gearteten Verhältnis der Abhängigkeit steht.

Genau ebenso aber, wie wir die Wirklichkeit durch die Sprache in eine begriffliche verwandeln, steht es uns auch frei, sie nach irgend einer anderen Richtung hin zu entwickeln, also etwa gegen einen besonderen Sinn. Aus der fünf sinnigen Welt eine einsinnige machen, darin drückt sich kurzgefaßt Fiedlers Vorstellung vom Wesen der Kunst aus. Auf die bildenden Künste angewendet heißt das, Gestaltung des Sichtbaren zu immer deutlicherer Sichtbarkeit und Abstrahierung von allen übrigen Qualitäten. Während also die Welt, so wie sie der naive Mensch wahrnimmt, in sich gespalten erscheint, wird sie unter den Händen des Künstlers eindeutig und damit erst in höherem Sinne wirklich oder real.

Daß jeder Denker, trotz aller Originalität, ein Kind seiner Zeit bleibt, ist zwar fast ein Gemeinplatz, muß aber doch berücksichtigt werden, besonders dann, wenn, wie in unserem Fall, der betreffende Denker der Gegenwart verhältnismäßig nahe steht, so daß der Unterschied zwischen dem damaligen und dem heutigen Zeitgeist nicht mit der gleichen Selbstverständlichkeit in Rechnung gezogen wird, als dies zweifellos geschehen würde, wenn wir es mit einer weiter zurückliegenden Vergangenheit zu tun hätten. Und aus dem materialistischen und naturalistischen Geist der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erklären sich manche Thesen Fiedlers, die man heute nicht mehr ebenso emphatisch hervorheben würde. Fiedler wendet sich zunächst gegen die Annahme der Naturalisten, nach der es Aufgabe der Kunst sei, die Wirklichkeit möglichst getreu nachzubilden. Dieser Irrtum scheint durch die soeben kurz skizzierte Theorie tatsächlich ausgeschlossen; denn wenn der Glaube an eine ein für allemal gegebene Wirklichkeit auf einer falschen Annahme beruht und vielmehr der Mensch selbst Schöpfer des Wirklichen ist, so hat damit die Nachahmungstheorie jeden Halt verloren. Der bildende Künstler schafft

sich eine Wirklichkeit des Sichtbaren, die mindestens gleichwertig neben jene der fünf Sinne tritt. Die Kunst ist eine Sprache, eine Ausdrucksbewegung, ebenso wie die Lautsprache; sie bedeutet aber nichts als eben nur sich selbst.

So gewiß aber auch hier das subjektive Empfinden des schaffenden Künstlers psychologisch richtig wiedergegeben ist, als Metaphysik betrachtet muß dieselbe Annahme zu den unheilvollsten Widersprüchen führen, und indem Fiedler seine Kunstpsychologie jeder Kunstmetaphysik als einzige Möglichkeit über Kunst zu philosophieren gegenüberstellt, erhebt er sie, ohne sich dessen selbst bewußt zu sein, zur Metaphysik. Metaphysisch besehen aber bedeutet die Fiedler'sche Theorie den schrankenlosesten Relativismus (nicht nur den erkenntnistheoretischen), und damit verliert die Kunst jede Berechtigung aus irgendwelcher Wertschätzung der naiven Wirklichkeitsauffassung gegenüber Anspruch zu erheben.

Mit vollem Recht lehnt Fiedler die, besonders in Laienkreisen, sehr verbreitete Ansicht ab, der Künstler bringe in seinem Werk eine schon vorher in der Vorstellung präformierte Idee zur sinnlich wahrnehmbaren Darstellung. Das, was das Kunstwerk zeigt, findet sich ganz sicher nirgends außerdem. Aber auch hier wird wieder viel zu weit gegangen. Wenn auch das Gemälde keineswegs der bloße Abklatsch eines im Geiste bereits vorhandenen ist, so kann es darum noch immer ein Geistiges oder Ideelles bedeuten; denn bedeuten heißt ja doch nicht sein, eine Tatsache, die Fiedler nicht genügend beachtet. Auch die Sprache oder die begriffliche Wissenschaft bedeutet die normale Wirklichkeit, und der erkenntnistheoretische Fehler, den die meisten Menschen begehen, liegt darin, daß sie dieses bloße Bedeuten für Wesenskongruenz halten. Das ist ja eben der große Unterschied zwischen Kunst und Wissenschaft, den Fiedler vollkommen übersieht, daß sich die Kunst ihres bloßen Ausdrucks- und Bedeutungswertes stets bewußt bleibt, während die exakte Wissenschaft den Ausdruck mit dem Ausgedrückten, nämlich mit der sogenannten Wirklichkeit identifiziert. Und weil die Kunst nur Ausdruck ist und gar nichts anderes sein will, ist auch nur sie allein imstande zu erlösen. Sie leitet den Blick auf das, was sie bedeutet, lehrt auch die Welt als Ausdruck verstehen und

befreit uns von den Fesseln, die uns der Glaube an das „Un-sich-Sein“ des Realen anlegt. Die begriffliche Wissenschaft aber, weit davon entfernt sich als Ausdruck zu geben, bestärkt uns in jenem Glauben.

Fiedler macht der Metaphysik das Recht streitig, über Wesen und Aufgabe der Kunst Theorien aufzustellen, indem er darauf hinweist, daß diese nur auf ihrem eigenen Wege gefunden werden könne; und freilich irrt sich jeder Metaphysiker gründlich, der meint, er hätte in seinem System das Wesen der Kunst erschöpft, — Fiedlers Einwand ist insoferne ein wertvolles Mahnwort an die Adresse aller philosophischen Spekulanten — jedoch muß andererseits doch auch wieder zugegeben werden, daß die Metaphysik genau ebenso wie die Kunst eine Ausdrucksbewegung ist und insofern auch ebenso wie diese das Recht beanspruchen darf, die Wirklichkeit in ihrer eigenen Sphäre zu konzentrieren. Von der Metaphysik gilt eben dasselbe, was wir oben von Kunst und Wissenschaft gehört haben: Sie ist nicht etwas anderes, sondern bedeutet dieses nur.

Der Geist der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts huldigte, wie schon bemerkt, einer materialistischen Weltanschauung, und Fiedler sieht sich daher genötigt, dem Materialismus überall Konzessionen zu machen. Er lehnt die Metaphysik vielleicht weniger aus innerer Überzeugung ab, als vielmehr, weil er unter dem exaktwissenschaftlichen Einfluß seiner Epoche steht. Er glaubt der Kunst in den Augen der Zeitgenossen nur Achtung verschaffen zu können, indem er aus ihr ein der Wissenschaft ähnliches Geistesgebilde macht und schließlich erklärt, ihr letztes Ziel sei Erkenntnis, welcher Ausdruck, vom Zeitgeist infiziert, ganz entschieden nach Reflexion riecht, so treffend er sonst auch sein mag. Fiedler leugnet ferner das absolute Sein, nicht nur als objektive Realität, sondern sogar als Denknotwendigkeit, geht also in diesem Punkte weit über Kant hinaus. Die Meinung aber, daß das absolute Sein auch als Denknotwendigkeit verschwindet, sobald die Welt als Gebiet bloß relativer Vorstellungen erkannt ist, beruht eben auf einer schweren Täuschung; denn das absolute Sein hat sich hier ganz still und unbemerkt durch ein Hinterpförtchen doch wieder eingeschlichen. Je weiter es nämlich aus dem Objektiven, aus der Wirklichkeit verdrängt wird, um so entschiedener ergreift es vom Subjekte selbst

Besitz. Während ich die Realität der Gegenstände leugne, festige ich gleichzeitig meine eigene. Jeder Einwand würde hier ein Unrennen gegen stählerne Mauern bedeuten. Fiedler behauptet, das künstlerische Urteil entstamme nicht dem Geschmack, sondern der Erkenntnis und habe aus diesem Grunde auf Allgemeingültigkeit Anspruch. Wo es aber Allgemeingültigkeit geben kann, dort existiert auch das absolute Sein, wenigstens als Denknöwendigkeit. Der Unterschied liegt nur im Wort und nicht in der Sache.

Besondere Beachtung verdient Fiedlers Stellungnahme gegen die Identifizierung des künstlerisch Wertvollen mit dem Schönen. Wahrheit und Erkenntnis sind allein das Ziel der Kunst. „Dies ist, solange sich die Welt mit den Künsten beschäftigt, noch niemals ausgesprochen worden.“ — O, doch! Schelling vertritt in seinem Dialog „Bruno“ und auch noch an anderer Stelle die nämliche Ansicht, nur fällt für ihn allerdings Wahrheit mit Schönheit zusammen, was Fiedler nicht anerkennen will. Nach ihm kann die Schönheit zum Kunstwerk nur gleichsam hinzukommen, ohne aber dessen Wesen auszumachen, gerade so wie ja auch eine moralische Handlung oder eine wissenschaftliche Abhandlung schön sein kann, ohne daß die Schönheit in einem dieser beiden Fälle wertbestimmend wäre. Immerhin aber muß doch zugestanden werden, daß selbst hier der Wert als Schönheit auftritt, daß also Schönheit gar nichts anderes ist als klare und unmittelbare Erfasbarkeit eines Wertes. Schönheit bedeutet Offenbarwerdung einer Totalität¹⁾ samt der in ihr wirkenden Eigengesetzlichkeit. Wenn nun aber die bildende Kunst nach Erhöhung der Sichtbarkeit strebt, so trachtet sie eben das, was sonst infolge der mehrsinnigen Wahrnehmungsqualitäten geteilt erscheint, zur einsinnigen Totalität zu erheben. Höchste Sichtbarkeit und höchste Schönheit sind nicht zweierlei, sondern ein und dasselbe. Sollte aber Fiedler die Schönheit deshalb aus der Kunsttheorie verbannen, weil sich an diesen Begriff oft Vorstellungen, speziell sinnlicher Natur, knüpfen, die das eigentliche Wesen der Kunst tatsächlich eher verschleiern als enthüllen, dann ist das Wort Erkenntnis noch viel weniger

am Platz, denn dieses scheint, da es gewöhnlich im diskursiven Sinne verstanden wird, in noch weit höherem Maße geeignet das Denken auf falsche Bahnen zu lenken. Deckt sich endlich der moderne Begriff des künstlerisch Wahren nicht mehr mit den konventionellen Regeln der Ästhetik, dann haben wir eben diese Regeln einer eingehenden Sichtung zu unterziehen, aber nicht mit ihnen den ganzen Schönheitsbegriff über Bord zu werfen.

Schopenhauer sagt am Eingang seiner Kritik der Kantischen Philosophie: „Es ist viel leichter in dem Werk eines großen Geistes die Fehler und Irrtümer nachzuweisen, als von dem Wert desselben eine deutliche und vollständige Entwicklung zu geben.“ Dieser Ausspruch hat auch auf die vorliegende Abhandlung seine volle Anwendung zu finden. Es sei nochmals mit Nachdruck betont, daß Fiedlers Theorie als Kunstpsychologie rückhaltlos anerkannt wird. Wir bekämpfen sie nur insoferne, als sie sich, ohne es zu wissen, selbst zur Metaphysik macht, indem sie dieser die Existenzberechtigung abspriht. Bleibt sie aber innerhalb der psychologischen Grenzen, dann läßt sie sich mit einer vernünftigen Metaphysik sehr wohl vereinbaren, ja kann ihr sogar als Beleg und Bestätigung dienen.

Denken wir uns etwa, daß alles — Kunst, Wissenschaft und die sogenannte Wirklichkeit — bloßer Ausdruck für ein Gemeinsames sei, das von all diesen Vorstellungssphären ausnahmslos bedeutet wird und darum auch diese miteinander in Beziehung setzt, so daß sie sich gewissermaßen alle gegenseitig bedeuten. Der Wert der Kunst im Verhältnis zur Wirklichkeit besteht nun darin, daß sie, während wir bei dieser die Tatsache ihrer Ausdrucksbedeutung gänzlich vergessen haben und sie darum beständig für ein an sich Seiendes, eben für die Wirklichkeit halten, daß sie, sage ich, demgegenüber ihren Ausdrucksscharakter behält und so auf das Ausgedrückte hindeutet, uns also die Möglichkeit gibt, dieses, nennen wir es Idee oder sonst irgendwie, zu erleben. Die ganze Natur in einer einzigen Ausdrucksform ergreifen — und darin gipfelt ja die Theorie Fiedlers — ist ganz gewiß das letzte Ziel jeder Kunst; denn nur, wenn mir die Welt als ungeteiltes Ganzes gegenübersteht, darf auch ich, das sie wahrnehmende Subjekt, mich als Ganzes, als Person empfinden. Welches aber die Sphäre ist, nach welcher die Natur verschoben wird, das bleibt vollkommen nebensächlich;

¹⁾ Die Totalität muß freilich nicht mit greifbarer Deutlichkeit zum Abschluß kommen; vielmehr kann dieser Abschluß auch, wie etwa beim gotischen Baustil, ins Transzendente verschoben sein.

denn jede Erscheinungsform des Lebens ist das ganze Leben und jede Ansichtsseite der Welt die ganze Welt. Es handelt sich bloß

darum, die betreffende Erscheinungsform oder Ansichtsseite in ihrem innersten Kern, als Ausdruck zu verstehen. Erwin Reischer

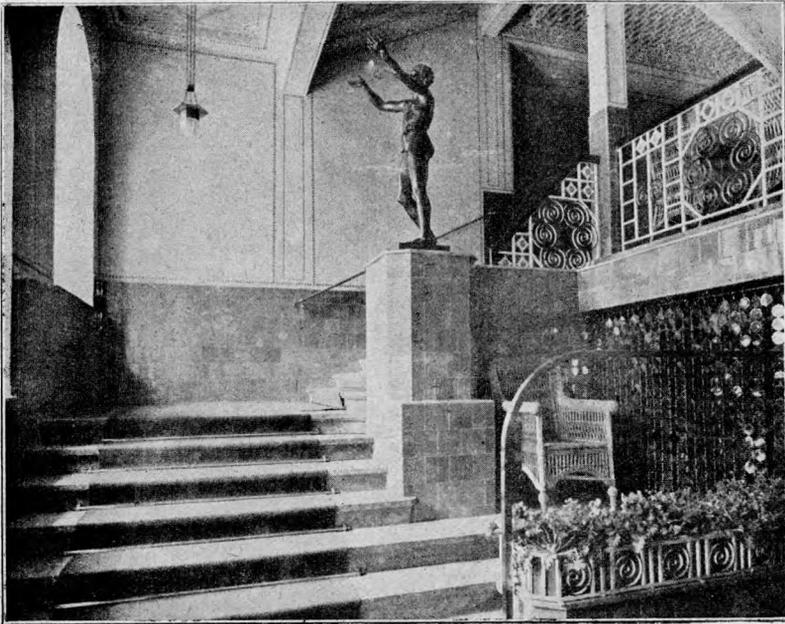
Bildende Kunst

Großbauten unserer neueren Architektur: Hotel Krone, Kronstadt. Der Bau des Hotels „Zur Krone“ in Kronstadt ist das Ergebnis eines engeren Wettbewerbes, der in mancher Hinsicht lehrreich und charakteristisch war, indem er gezeigt hat, daß es zum Erfolg nicht immer genügt, die beste Arbeit zu liefern, sondern daß es unter Umständen notwendig werden kann, außerdem noch den Beweis zu erbringen, daß es eben auch die beste ist. Erst dem maßgebenden Gutachten Professor Dr. Theodor Fischers in München gelang es seinerzeit, den Streit der Meinungen über diesen Wettbewerb zum Schweigen zu bringen und damit gleichzeitig unseren Kronstädter Architekten Schuller und Goldschmidt zu ihrem wohlverdienten Erfolg zu verhelfen, der heute wohl nicht mehr bestritten wird. Wäre es nicht angezeigt, in Zukunft diese Art der Wettbewerbsentscheidung in allen derartigen Fragen beizubehalten, indem man die Entscheidung von vornherein in die Hände eines anerkannten Sachverständigen von Ruf legt, der, außerhalb unserer engen, in vielen Fragen rückständigen Kleinstadtverhältnisse stehend, sine ira et studio über Wert und Unwert urteilt? Die Hotel-A.-G. hat jedenfalls Ursache mit dieser Entscheidung zufrieden zu sein, weil sie auf diese Weise wohl nicht zu einem „großstädtischen Prachtbau“ von satzsam bekannter Prägung, dafür aber zu einem gut durchdachten, zweckentsprechenden und schönen Hotelbau gekommen ist, der sich zwanglos und harmonisch in seine Umgebung einfügt. Es mag hier einiges aus Professor Fischers Gutachten erwähnt werden: „Die Gesamtanlage zeugt von reifer Überlegung und sehr geschickter Anpassung an die in der Örtlichkeit gegebenen besonderen Verhältnisse“ . . . „Vortrefflich ist die Anlage von Terrasse und Garten“ . . . „Das Äußere anbelangend halte ich diesen Entwurf für durchaus den besten. Gesunde und feine Auffassung spricht aus dem Ganzen. Auch für die spätere Durchbildung im Einzelnen scheint mir das, was in dieser Skizze zu sehen ist, eine sichere Gewähr zu bieten. . .“

Aus unseren Bildern ist leider nicht zu ersehen, wie glücklich die Forderung nach Einfügung in die Umgebung erfüllt ist, eine Forderung, deren Wichtigkeit nicht oft genug betont werden kann und der hierzulande so wenige unter den neueren Großbauten genügen. Leider fehlen uns auch Grundrisse und Lageplan, die die geschickte und zweckmäßige Gesamtdisposition erkennen lassen. Der Hotelzugang, von einem auf Säulen ruhenden Vorbau überdeckt, liegt an der ruhigen Nebenstraße, während das Café an die Hauptverkehrsader (Purzgasse) gelegt ist und das Restaurant seine Fenster gegen den Garten öffnet. Aus der den Schwerpunkt der ganzen Anlage bildenden Hotelhalle können Bureau, Gepäckraum, Stockwerkstreppe, Aufzug, Restaurant, Café und Friseurladen unmittelbar erreicht werden. Hier sowohl als in den Stockwerken sind die Verkehrswege kurz und übersichtlich. Das Hotel enthält 112 Zimmer mit allen einer modernen Anlage eigentümlichen Nebenräumen.

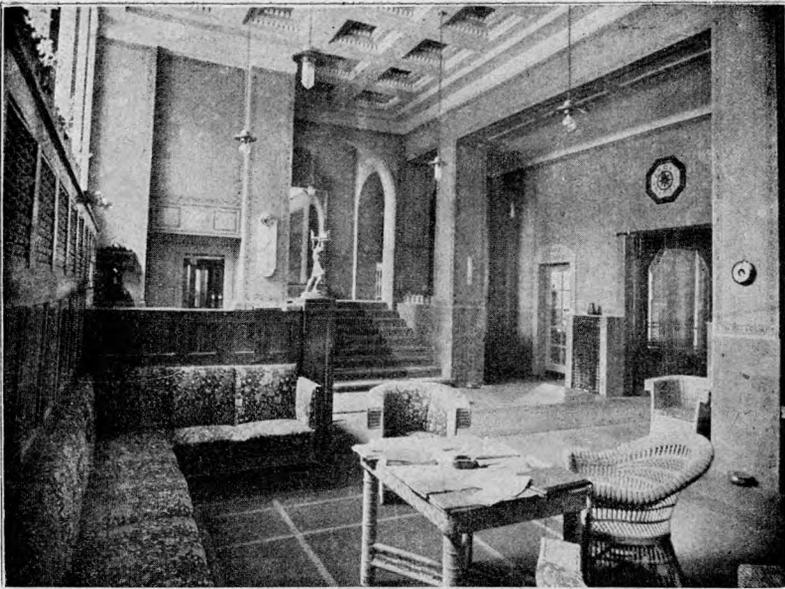
Die Wirkung der einzelnen Räume ist durchaus glücklich geraten und zeugt von sorgfältigem Abwägen und feinstem Empfinden für gute Verhältnisse, ebenso die Gliederung und der Schmuck der Wände und deren Durchbrechungen. Dem entsprechend ist die Ausstattung des ganzen Hauses: solide, gute Materialien und verständnisvollste formale Behandlung, die allem Unechten, Hohlen und Phrasenhaften fernsteht. Auch in diesem Sinne war der Bau sehr wohl geeignet, in einer Zeit erzieherisch zu wirken, in der neben althergebrachtem, gedankenlosem Breittreten mißverständener und mißbräuchlich verwendeter historischer Stilformen eine Zügellosigkeit nach der anderen Seite hin ihr Unwesen trieb, die mit aller Tradition brechen zu müssen meinte und das Heil rücksichtslos nur im Niedagewesenen erblickte, das uns heute so ungeheuerlich anmutet. Beide Richtungen haben schon viel Unheil in Stadt und Land auf dem Gewissen.

Klar und logisch entwickeln sich die Bau-massen aus dem U-förmigen Grundriß. Die zwei Stockwerke über dem Erdgeschoß werden



Hotel Krone: Treppenhaus.

BCU Cluj / Central University Library Cluj



Hotel Krone: Vorraum.



Hotel Krone: Speisesaal.

BCU Cluj / Central University Library Cluj



Hotel Krone: Kaffeehaus.

durch das kräftige Hauptgesims, dessen Platte von dichtgereihten, zahnförmig wirkenden Konsolen getragen wird, und durch ein unter den Fenstern des 1. Stockes durchlaufendes Sohlbankgesims zusammengefaßt. Das Dach ist als Wohngeschoß ausgebaut und es ist damit ein durchgehendes volles 3. Stockwerk vermieden, eine Anordnung, die durch die Rücksicht auf die Umgebung geboten erschien. Nur der vorspringende Teil gegen die Purzengasse, der im Erdgeschoß einen Teil des Kaffeehauses enthält, zeigt ein volles 3. Stockwerk, das jedoch gegen die untere Mauerflucht zurückgesetzt und von dieser durch eine durchlaufende Galerie getrennt ist, wodurch es in der Wirkung fast den Charakter eines Dachaufbaues erhält und an Schwere verliert. Eine etwas straffere, einfachere Fassung der Giebellinien wäre wohl mehr im Einklang mit der energischen klaren Gliederung der Fassade gestanden und hätte wohl auch der Silhouette nicht geschadet.

Das Café wurde 1915/16 durch einen Oberlicht-Billardsaal vergrößert. Im Jahre

1917 hat Architekt Schuller im Auftrag der Hotel-A.-G. einen großen Erweiterungsbau entworfen, der bald zur Ausführung gelangen soll. Er mag dabei wohl mit besonderer Wehmut seines treuen Kollegen Goldschmidt gedacht haben, mit dem er seinerzeit in gemeinsamer Arbeit diesen Hotelbau vollendet hat. Allzufrüh und in der Vollkraft seines Schaffens ist uns allen Goldschmidt, als Künstler ebenso sympathisch wie als Mensch, durch ein unerbittliches Schicksal entrisen worden. Im Dezember 1914 fand er an der Spitze seiner Kompagnie den Heldentod im Uffiker Paß.

Kronstadt hat in seinem Hotel Krone und im Honterus-Gymnasium zwei mustergiltige öffentliche Bauten geschaffen. Es wäre zu wünschen, daß der Geist, in dem diese Häuser erfunden und ausgeführt sind, richtunggebend würde für so manchen, der heute mit dazu berufen ist, mitzuwirken an der Prägung unserer Kultur des Sichtbaren und daß sich jeder der Verantwortung, die er damit übernimmt, immer aufs neue voll bewußt werde.

Ludwig Drendt.

Schachprobleme

Geleitet von Dr. Alfred Roth

.....

Lösung des Problems 7 von Martin Gohn in Zeiden bei Kronstadt.

- a) Man merkt rasch, daß der Läufer $f8$ zuerst ziehen muß. Aber wohin? Zieht er nach $d6$ oder $b4$, antwortet Schwarz mit $Tg8-a8!$, wodurch die Dame gehindert wird, mattsetzend nach $g7$ zu gehen, weil sie dadurch ihren Gemahl bloßstellen würde und dieser zuerst ziehe; folglich muß als erster Zug 1. $Lf8-a3$ geschehen, denn nun dient $La3$ seinem $Ka1$ als Bollwerk in der a -Reihe. Nun kann $Tg8$ beliebig ziehen, $Da7$ setzt auf $g7$ matt. Alle übrigen Mattsetzungen ergeben sich aus der gegebenen Stellung ebenso wie aus der nach dem 1. Zuge; und sie zu finden, ist keine Kunst:
- b) 1....., 1. $Sh8-f7$, 2. $Da7n.Sf7m$.
 c) 1....., 1. $Sd5$ beliebig 2. $Se2-f4m$.
 d) 1....., 1. $Tg5n.Tg1+$ 2. $Da7n.g1m$.
 e) 1....., 1. $Tg5$ sonstwie 2. $Tg1$ nimmt ihn.

Richtige Lösungen haben wir erhalten von: Andreas Frank, Prediger i. P. in Baaken; Hymn.-Quint. Heinr. Gölner; Hymn.-Quart. Hellmut Gorik; Dr. med. Richard Gräfer; Edmund Holly, Beamter; Rudolf Kraus, Beamter; P. V. Trevisan, alle in Hermannstadt; Andreas Scheiner, Pfarrer in Mergeln.

Lösung des Problems 8 von Hellmut Gorik in Hermannstadt.

- a) 1. $Kd2-d3$, $Ke5n.f6$ 2. $Sd6-e8$, $Kf6-f5$ (oder $e5$) 3. $Tg7-g5m$, wobei $Le1$ nicht nur das Feld $f4$ beherrscht, sondern auch als Ferndecker für $Tg5$ in Aktion tritt.
 b) 1....., $Ke5n.d6$ 2. $Sf6-e4+$, $Kd6-e5$. 3. $Tg7-g5m$. ($Te2$ kann in diesen beiden Varianten nicht mattsetzen, weil Schwarz den Bauern $d7$ nach $d5$ vorzieht). 2....., $Kd6-d5$ 3. $Te2-e5m$. (Jetzt kann hinwieder $Tg7$ nicht mattsetzen, weil $Be6$ vorzöge).
 c) 1....., $Lh8n.Tg7$, 2. $Sf6-e4$, Schwarz beliebig 3. $Te2-e5m$.

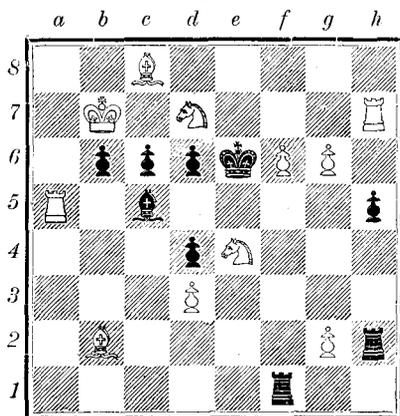
Anmerkung: $Bb5$ ist notwendig, weil sonst das Problem durch 1. $Te2-e5+$ nebenlosig wäre.

Richtige Lösungen haben wir erhalten von: Andreas Frank, Prediger i. P. in Baazien; Dr. med. Richard Gräfer; Rudolf Kraus, Beamter; Valerius Onisju, Eisenbahninspektor; Gymnasial-Oktavaner Konrad Schuller; P. V. Trevisan, alle in Hermannstadt; Andreas Scheiner, Pfarrer in Mergeln.

Problem 9

Von Dr. Alfred Roth in Hermannstadt

Schwarz (9 Stück).



Weiß (11 Stück).

Weiß zieht und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Diesmal bietet der Schachredakteur, aus dem Löserkreise dazu aufgefordert, eine Probe aus der eigenen Werkstatt. Der nebenstehende Dreizüger ist 1914 entstanden, tritt aber hier zum ersten Male in die Öffentlichkeit. Man könnte ihm das Motto voranzusetzen: Geht es auch ohne Damen? Der Verfasser hofft, daß die Lösung unseren Schachfreunden leicht scheint, aber nicht ist, — auf Schwierigkeit kommt es ihm nämlich, abgesehen von der Darstellung einer bemerkenswerten Idee, diesmal mehr an als auf Tadellosigkeit der Mattbilder.

Kompositionen und Lösungen mit Angabe sämtlicher Varianten sind, auf der Adressseite mit dem Vermerk „Schach“ versehen, bis zum 25. April an Dr. Alfred Roth, Hermannstadt, Honteruergasse 9 einzusenden.

Mitteilungen der Schriftleitung

Einlauf an Büchern:

Dr. Béla Révész: Sebastian Pauschner, ein sieb.-sächs. Arzt des 16. Jahrhunderts. Leipzig. Barth. — Az állatlélektan ujjabb iránya. Budapest. Pesti Lloyd társulat. — Rassen- und Geisteskrankheiten. Braunschweig, Vieweg & Sohn.

* * *

Werke Professor Dr. Raimund Fr. Rindls. Die Schriftleitung erlaubt sich folgende Werke des bekannten Forschers des Ostdeutschums bestens zu empfehlen: „Die Deutschen in den Donauländern und ihren Nachbargebieten.“ (Hamm i. W.) „Die Deutschen in Osteuropa“ (Leipzig); „Die Deutschen in Galizien und der Bukowina“ (Frankfurt); „Geschichte der Deutschen in Ungarn“ (Gotha); „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern“, 3 Bände (Gotha).

* * *

Wir machen die heimischen Verlage darauf aufmerksam, daß nur solche Werke besprochen werden können, von denen Rezensionsexemplare einlaufen.

Sämtliche in dieser Zeitschrift erscheinenden Artikel gehen in das unbeschränkte Eigentumsrecht der Modernen Bücherei über. Nachdruck ist nur nach eingeholter Bewilligung der Schriftleitung gestattet. Unerlangt eingeseandte Beträge werden nur dann zurückgestellt, wenn Rückporto beigelegt ist. Anonyme Einsendungen werden nicht berücksichtigt.

* * *

An unsere Mitarbeiter. Diejenigen sehr geehrten Mitarbeiter, von denen seit längerer Zeit noch nicht veröffentlichte Manuskripte bei uns lagern, bitten wir höflich sich gedulden zu wollen. Bei dem gegenwärtig noch beschränkten Umfang unserer Zeitschrift und bei der Vielseitigkeit ihres Stoffgebietes ist es oft sehr schwer die Artikel in kurzer Zeit unterzubringen.

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Dr. Richard Esafi, Hermannstadt.

Anschrift der Schriftleitung:
Hermannstadt, Sporengasse 3, I. Stock

Druck und Verlag von W. Krafft, Hermannstadt.

Zeitschrift durch: Simonescu.

HERMES-ANZEIGEN

= MODENHAUS =

RUDOLF TRENTINA'S NACHFOLGER

FRIEDRICH BINDER

HERMANNSTADT, HELTAUERGASSE 25

empfiehlt zu jeder Saison Neuheiten in WOLL-, SEIDEN- und BAUMWOLLSTOFFEN, SÄMTLICHE ZUGEHÖR- u. AUFPUTZARTIKEL, sowie sonstige HERREN- und DAMEN-MODEWAREN

588 3-6

BCU Cluj / Central University Library Cluj

■ Überall erhältlich! ■

Albrecht's Kaffeesurrogat mit garantiert reinem Zuckerrübenmehl und Malz in Kartons zu $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ kg ist bestens zu empfehlen, da er den verwöhntesten Anforderungen entspricht; $\frac{1}{4}$ kg Kaffeesurrogat wird mit 10 dkg Bohnenkaffee gemischt und ergibt einen sehr guten Kaffee. — **Detailpreis** für $\frac{1}{4}$ kg Karton K 4.—, für $\frac{1}{2}$ kg Karton K 8.—.

Als fertige Kaffeemischung kaufen Sie nur **„Albrecht's Menado-Kaffee“** mit 60% Zucker und 15% Bohnenkaffee in kleinen und grossen Kartons und

I a Milchkafee-Konserven mit Bohnenkaffee und Zucker gepresst in Päckchen zu 10 Würfel à 27 Gramm, welche für die Bereitung eines Milchkafees ohne jede weitere Zutat was Farbe und Geschmack anbelangt in jeder Beziehung entsprechen. Ein einziger Versuch wird Sie davon überzeugen.

Detailpreis für Menado-Kaffee kleiner Karton . K 9.—
grosser „ . K 18.—

1 Paket Kaffeeconserven K 10.—.

Die Kochvorschrift, welche auf jedem Paket ersichtlich ist, ist genau einzuhalten, da bei einem guten Kaffee das richtige Kochen viel beiträgt.

Lebensmittelindustrie Carl Albrecht

Hermannstadt, Rosenfeldgasse 25.

287 3-3

HERMES-ANZEIGEN



Hugo Lüdeckes Nachfolger A. G. Csallner Juwelier

Großer Ring Nr. 14 Hermannstadt Großer Ring Nr. 14



Juwelen, Gold-, Silberwaren und Uhren



Spezialität:

Alttschsischer Schmuck und Antiquitäten



Gegründet 1850

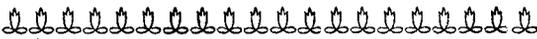
161 6-6

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Josef Likeli

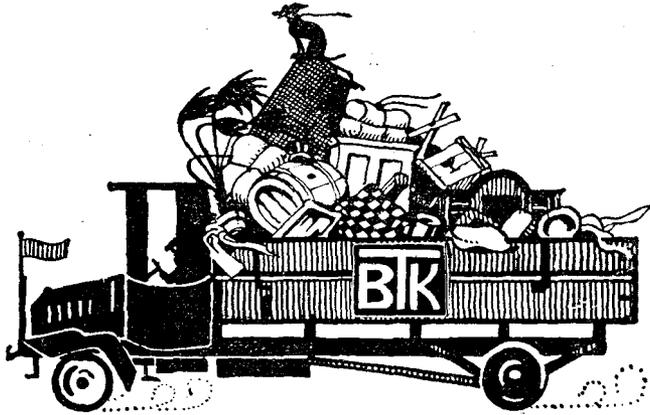
Hermannstadt
Heltauergasse 47



Glas 
Porzellan 
Haus- und Küchengeräte
Bilderrahmen 
Beleuchtungskörper

214 6-6

HERMES-ANZEIGEN



BK

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Bedeus-

Transport-

Kommanditgesellschaft

☞☞☞☞☞☞☞☞☞ Zentrale: ☞☞☞☞☞☞☞☞☞
Hermannstadt, Büro: Grosser Ring Nr. 3—5.

☞☞☞☞☞☞☞☞☞ Filiale: ☞☞☞☞☞☞☞☞☞☞☞☞☞☞☞
Kronstadt, Büro: Berggasse Nr. 52. ☐☐☐☐☐☐☐

☞☞☞☞☞☞☞☞☞ Vertretungen: ☞☞☞☞☞☞☞☞☞
Arad: Agentur und Kommission A. Barthmes ☐☐☐☐
București: Bendek, Str. Berthelot Nr. 10 ☐☐☐☐☐
Galați, Pompeiu Iliu, Str. Sft. Nicolae Nr. 21 ☐☐☐☐☐

Befördert mit Lastautomobilen Waren
aller Art in allen Teilen Grossrumäniens.

K. Paly & Sohn Anton

Leichenbestattung und Leichentransport-

Unternehmung

Hermannstadt, Schmiedgasse 11

□□ Gegründet im Jahre 1860 □□

□□□

empfehlen sich zur Übernahme von Leichenbestattungen, Erhumierungen und Überführungen von einfachsten bis zur feinsten Ausführung unter Zusage streng solider Bedienung zu mäßigen

Preisen

234 6-6

K. Orendt & W. Feiri

Kierner, Sattler und Taschner

Hermannstadt

Heltauergasse 45



Erzeugung und Lager sämtlicher Lederwaren, Ledergalanteriewaren, Jagd-, Sport-, Reise- u. Touristenartikel usw.



238 6-6

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Ludwig Illesy

Hermannstadt, Reispergasse 6. Gegründet 1868

Ausbau von Wohnungseinrichtungen, zweckentsprechend, mustergiltig, materialgerecht und besonders preiswert

Ständig ausgestellte Muster-Zimmer

302 4 6

Robert Keltermann & Cie.

.....

Hermannstadt
Schlangengasse 37

Import-Export

New-York
U. S. A.

.....

Vertreter Welt- und Großhandlungshäuser,

in Chemikalien, Drogenartikeln, Wein, Spiritus, Essig, Essig-
essenzen 80 %, ferner in amerikanischen Artikeln prompt
schiffbar u. zw. alle Arten von Nahrungsmitteln, wie Getreide,
Mehl, Kaffee, Kakao, Reis, Kondensmilch, getrocknete Früchte,
Honig, Glucose, Malz, eßb. Fette und Öle, Haushaltungs- und
Industrieseifen. Öle für Seifenfabrikation, Harz- und Terpentinöl.
Alle Grade und Arten von Paraffin, Carnauba- und Bienen-
wachs, Baumwolle und Baumwollwaren. Leder für alle Zwecke
und Gerbextrakte. Rohgummi, Automobilreifen und Schläuche.

Waggonweise Bestellungen nimmt entgegen

oooooooooooo obige Firma. oooooooooooooo

* Reellste Preise. * Solideste Bedienung. *

Übernehme Vertretung auf eigene Rechnung
leistungsfähiger Firmen für Großrumänien.

HERMES-ANZEIGEN

Besuchen Sie die _____

Permanente Möbelausstellung

□□□□

Etablissement kompl. Wohnungseinrichtungen

C. W. KESSLER

(Inhaber: KARL FERD. KESSLER)

Hermannstadt Schaguna(Mühl)gasse 7

.....

Äusserst billige Preise! ••• Kein Kaufzwang! ••• Solideste Ausführung!

.....

789 3-12

Kommissionelle Vertretung der Siebenbürgischen Möbelfabriks-Aktiengesellschaft Székely & Réthi

Stets schöne Auswahl

in Mantel-, Kostüm- und
Herrenstoffen, Samt, Seiden-
stoffe, Flanelle, Zephyr, Grenadin, Batiste, Damen-
und Kinderstrümpfe, Spitzen,
Bänder, sowie sämtliche Zu-
gehörartikel

Modehaus

Peter Fleischer

Hermannstadt, Gr. Ring Nr. 6

266 5-6

Hugo Wolff & Cie.

Handelsgesellschaft

Hermannstadt

Grosser Ring Nr. 21

450

ST. LUDWIG OBERT

Unternehmung für
Industriebedarf

397 4-6

Braşov - Kronstadt - Brassó

Klosterg. 24 - Michael Welssg. 1

HERMES

REKLAME UND ANNONCEN
UNTERNEHMEN
HERMANNSTADT



Zeitungsinserate in sämtlichen Zeitungen
des In- und Auslandes

Reklameorganisation

Künstlerische Entwürfe und Ausführung von Plakaten,
Signetten, Warenzeichen, Schutzmarken, Yignetten,
Briefpapierkopfleisten, Emballagenpapier etc. etc. :-

Propaganda für Industrieerzeugnisse
:- und Geschäftsartikel aller Art :-

- Auslage-Arrangement -

- Kino- und Eisenbahnreklame -

o o o o o Zentrale: o o o o o
Hermannstadt, Spörergasse 9

o o o Aufnahmestellen: o o o
Heltänergasse 26 (Gassenlokal)
:- und Grosser Ring 21 :-

o o o Vertretungen: o o o
București und Klausenburg